

Integrationsarbeit
Fallstudien zum freiwilligen Engagement in Flüchtlingsunterkünften

Eine empirische Untersuchung zum Thema
„Dreiecksverhältnis zwischen Migrantinnen und Migranten, freiwillig Engagierten
und hauptamtlichen Betreuerinnen und Betreuern von Flüchtlingsunterkünften –
Gelingsbedingungen für eine erfolgreiche (sozialräumliche) Integration“

Gefördert durch die Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration (BASFI)
Aufgrund eines Beschlusses der Hamburger Bürgerschaft

Hamburg, 20. Mai 2018

Autor: Prof. Dr. Thomas Malsch	Universität Hamburg
Unter Mitarbeit von: Dr. Jenny Weggen Dr. Birte Schmid-Burgk	Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften Von-Melle-Park 9 20146 Hamburg E-Mail: [REDACTED]

Inhalt

1	Einleitung	3
2	Unterkünfte im Überblick: Ehrenamtliche, Hauptamtliche, Bewohner	4
2.1	Unterkünfte, Nachbarschaftsinitiativen, ehrenamtliche Helfer.....	4
2.2	Nachbarschaftsinitiativen: Koordinations- und Rahmenbedingungen	5
2.3	Bewohner: Herkunftsländer und Sprachgruppen	7
3	Das Leben im „Camp“	8
3.1	Belegungskonflikte: Segregation oder ethnische Durchmischung?	9
3.2	Belegungskonflikte zwischen fremden Ehepaaren	12
3.3	Sozialkontakte, Freundschaft, Verwandtschaft.....	15
3.4	Junge Mütter aus Afghanistan: abgehängt?.....	17
3.5	Alleinstehende junge Männer aus Syrien: „Heiratsengpass“?	20
4	Willkommenscafés: Orte der Begegnung	24
4.1	Willkommenskultur, Begegnungskultur	24
4.2	„Buntes Haus“ und Sieversstücken	25
4.3	Von der Versorgung zur Integration.....	26
4.4	Frauencafés: begrenzte Möglichkeiten	28
4.5	Wie das „Herz vom Holmbrook“ schlägt	29
5	Deutschunterricht: Der Schlüssel zur Integration	32
5.1	„Konkurrenz“ mit den Deutsch- und Integrationskursen des BAMF	33
5.2	Sind Sanktionsregeln gerechtfertigt?	34
5.3	Rückgang der Schülerzahlen: Ursachen und Konsequenzen	36
5.4	Bestandsgefährdung: Deutschunterricht in der August-Kirch-Straße	38
5.5	„Wettbewerb“ mit den Kursen des BAMF?.....	39
5.6	Das Problem der Fluktuation.....	42
5.7	Geschlossene Gesellschaft: lernwillige syrische Akademikersöhne	45
5.8	Mütter mit Kleinkindern: Unerreichbar?.....	48
5.9	Vom Einzelunterricht zur flexiblen Einzelbetreuung: eine neue Unterrichtskultur?	52

6	Arbeit und Ausbildung	55
6.1	Arbeitsmarkt AGs und Zufallskontakte.....	55
6.2	Die Guten ins Töpfchen?	59
6.3	Das schnelle Geld und die Schwarzarbeit.....	63
6.4	Schneiderei: Die vergessene Qualifikation.....	67
6.5	Frauen in Arbeit, Männer in Sorge?	69
6.6	Altenpflege: Bedarfe und Berührungängste	72
7	Paten und Freunde: „Zweitschlüssel“ zur Integration.....	76
7.1	Zwei Wege zur Patenschaft	77
7.2	Dank und Undank	81
7.3	Neugier und Offenheit.....	83
7.4	Familienanschluss mit Haken	86
7.5	Ein robuster Erziehungsauftrag	88
7.6	Patenschaften im Vergleich.....	92
8	Ausblick und Anschlussfragen	94
9	Literaturverzeichnis	97
10	Übersichtsverzeichnis	100
11	Abkürzungsverzeichnis.....	101

1 Einleitung

Dies ist eine explorative Studie zum ehrenamtlichen Engagement von Nachbarschaftsinitiativen in sechs Flüchtlingsunterkünften im Bezirk Hamburg Altona. Die Studie beruht auf qualitativen Interviews, die von Juni bis November 2017 durchgeführt wurden. An den Interviews beteiligten sich insgesamt 59 Personen, davon 24 Ehrenamtliche, 23 Geflüchtete und 12 Mitarbeiter des Unterkunfts- und Sozialmanagements (UKSM). Die Zielvorgabe der Befragungen bestand darin, typische Aktivitätsfelder des freiwilligen Einsatzes in den Unterkünften empirisch auszuleuchten und Handlungsperspektiven der Integrationsarbeit abzuschätzen.

Um zu einer realistischen Einschätzung des zivilgesellschaftlichen Engagements beizutragen, wollten wir dort weitermachen, wo die Untersuchungen, die im Jahr nach der Flüchtlingskrise von 2015 angefertigt worden waren, aufgehört hatten. Sie hatten nach den Wünschen und Ängsten der Flüchtlinge gefragt, nach der Hilfsbereitschaft der Bevölkerung (Ahrens 2017), nach staatlichen Unterbringungs- und Integrationsmaßnahmen und nach den Absichten und Aktivitäten von ehrenamtlichen Helfern und Flüchtlingsinitiativen. Diese Untersuchungen kamen vielleicht noch etwas zu früh für eine Evaluation. Flüchtlinge und Flüchtlingsinitiativen waren vor zwei Jahren noch buchstäblich „in Bewegung“. Die Lage war ausgesprochen instabil und unübersichtlich. Absichtserklärungen und Pläne konnten nicht immer klar von realisierten Angeboten und tatsächlichen Aktivitäten ehrenamtlicher Initiativen unterschieden werden.

Inzwischen haben sich die Dinge weitgehend sortiert. Als wir im Sommer 2017 mit unserer Arbeit begannen, hatten die neuen Folgeunterkünfte längst ihre Tore geöffnet, die Bewohner waren 2016 eingezogen und hatten sich einigermaßen eingerichtet, die Lage hatte sich vielerorts entspannt. Und die Nachbarschaftsinitiativen? Sie hatten einen fast zweijährigen Lernprozess hinter sich. Sie hatten gemeinsam mit den örtlichen Teams des UKSM wertvolle Erfahrungen gesammelt. Sie wussten inzwischen ganz gut, was sich bewährt hatte, was Kopfzerbrechen bereitete, und was noch getan werden musste. So waren zu Experten ihrer eigenen Arbeit geworden. Für uns war das genau der richtige Zeitpunkt für eine vertiefende Evaluation.

Die vorliegende Untersuchung verbindet den Blick in die Tiefe mit dem Blick in die Runde. Es ist die Verbindung von Einzelfallstudien mit fallvergleichenden Analysen, die durch die Auswahl von sechs Unterkünften und Nachbarschaftsinitiativen ermöglicht wurde. Der fallvergleichende Blick von einer Initiative auf die andere und von einer Unterkunft auf die nächste soll helfen, die realisierten Angebote und Aktivitäten im Lichte anderer Möglichkeiten zu beleuchten. Dazu dient auch die Methode der Triangulation: Um die „Dreiecksbeziehung“ von Hauptamtlichen, Ehrenamtlichen und Geflüchteten multiperspektivisch zu erfassen, wurden Vertreter aller drei Akteursgruppen mit ihrer jeweiligen Perspektive in die Befragung einbezogen.

Allein die Gruppe der Ehrenamtlichen zu befragen hieße zu kurz greifen. Es geht ja nicht nur um die Selbsteinschätzung des zivilgesellschaftlichen Engagements. Vielmehr geht es darum den Integrationsbeitrag der ehrenamtlichen Aktivitäten vor Ort auszuleuchten: Was können die freiwilligen Nachbarschaftsinitiativen in den Folgeunterkünften zur strukturellen Teilhabe von geflüchteten Menschen beitragen? Um das zu erfahren, müssen auch die Stimmen der Unterkunftsbewohner und das UKSM gehört werden. Ob es der vorliegenden Studie gelungen ist, die Stimmen aller drei Gruppen zu Gehör zu bringen, wird die folgende Lektüre zeigen.

2 Unterkünfte im Überblick: Ehrenamtliche, Hauptamtliche, Bewohner

Während die in den Massenquartieren der Zentralen Erstaufnahmen (ZEA) provisorisch untergebrachten Flüchtlinge darauf warteten, endlich in die neuen Folgeunterkünfte umziehen zu dürfen, hatten sich rund um die geplanten Standorte neue ehrenamtliche Nachbarschaftsinitiativen gebildet, um die Bewohner beim Einzug in Empfang zu nehmen.

Dabei kam es teilweise zu unerwarteten Verzögerungen. Das steigerte die Nervosität von ehrenamtlichen Helfern, die endlich anfangen wollten. Es kam ihnen aber auch zu Gute. Die Verzögerungen machten es ihnen möglich sich gründlicher auf die Ankunft der neuen Bewohner vorzubereiten und die ebenfalls neuen Mitarbeiter des Unterkunfts- und Sozialmanagements (UKSM) kennenzulernen, mit denen sie künftig zusammenarbeiten würden. Um die Rahmenbedingungen des ehrenamtlichen Engagements der Nachbarschaftsinitiativen vor Ort kennen zu lernen, beginnen wir mit einem Überblick über die sechs Folgeunterkünfte: (2.1) Wie viele Ehrenamtliche sind an den Standorten aktiv geworden, (2.2) wer sind die Bewohner, (2.3) wie hat sich die Zusammenarbeit der Initiativen mit dem UKSM entwickelt?

2.1 Unterkünfte, Nachbarschaftsinitiativen, ehrenamtliche Helfer

Die sechs Nachbarschaftsinitiativen, die in die vorliegende Untersuchung eingezogen wurden, sind auf dem Höhepunkt der Fluchtbewegung zwischen Juni und November 2015 entstanden. Sie wurden mit Hilfe von benachbarten Kirchengemeinden, Stadtteilzentren oder Siedlungsvereinen gegründet. Die Übersicht 1 zeigt, dass die Nachbarschaftsinitiativen bei ihrer Gründung etwa ein halbes Jahr Vorsprung vor der Inbetriebnahme der sechs Wohnunterkünfte hatten.

Die Unterkünfte wurden zwischen September 2015 und Juli 2016 entweder ganz neu eröffnet und in Betrieb genommen (Blomkamp = BK, Holmbrook = HB, Luruper Hauptstraße = LHStr, Notkestraße = NStr) oder sie wurden auf annähernd doppelte Aufnahmekapazität erweitert (August-Kirch-Straße = AKStr, Sieversstücken II = SSt). Damit hatten die Initiativen die nötige Zeit, um sich selbst zu organisieren und sich auf den Einzug der Bewohner einzustellen.

Übersicht 1: Unterkünfte, Nachbarschaftsinitiativen, freiwillige Helfer

	AKStr	BK	HB	LHStr	NStr	SSt	Summe
Gründung der Nachbarschaftsinitiativen	?	Sep 15	Juni 15	Nov 15	Okt 15	1995/Nov 15	
Inbetriebnahme	Dez 14	April 16	Sep 15	Mai 16	Juli 16	April 16	
Freiwillige Helfer interessiert 2015	50	60	200	200	?	50 Lehrer SSt II	560
Freiwillige Helfer vereinbart 2017	20	18	33	57	26	100	254
Freiwillige Helfer aktiv 2017	14	10	60	40	30	20 Lehrer SSt II	174

Die Auswahl mehrerer Standorte macht es möglich, nach Unterschieden zwischen den Initiativen zu fragen und verschiedenartige Aktivitätsmuster zu vergleichen. Alle Wohnanlagen befinden sich im Bezirk Altona. Aber sie liegen in Stadtteilen und Wohnquartieren mit unterschiedlicher Wohnbevölkerung und Sozialstruktur. Die Frage ist: Welchen Unterschied macht es, ob Initiativen aus Blankenese und Othmarschen oder Lurup und Bahrenfeld kommen?

Die Auswahl hat noch einen anderen Sinn: Drei Wohnanlagen bilden ein dichtes sozialräumliches Cluster im unmittelbaren Umfeld der Bahrenfelder Trapprennbahn (August-Kirch-Straße, Luruper Hauptstraße, Notkestraße). Die Frage ist: Unterstützt die sozialräumliche Nähe den Erfahrungsaustausch der Initiativen untereinander? Können sie voneinander lernen, indem sie über „Best Practices“ sprechen und dadurch ihre Aktivitäten und Angebote verbessern?

Beginnen wir mit der zahlenmäßigen Entwicklung des ehrenamtlichen Engagements. Warum benötigen wir drei Zahlenreihen dafür? Das liegt zum einen daran, dass wir zuverlässige Zahlen nur für die beim UKSM registrierten Ehrenamtlichen bekommen konnten, die eine Vereinbarung unterzeichnet hatten. Die Zahlen der Registrierten sind zuverlässig (reliabel), aber nur begrenzt aussagekräftig (valide). Sie enthalten eine Dunkelziffer von „Karteileichen“. Wer 2015 eine Vereinbarung unterzeichnet hat, ist 2017 vielleicht nicht mehr aktiv. Dabei dürfte die Dunkelziffer bei Alleinrichtungen wie Sieversstücken I, die seit mehr als zehn Jahren existiert, besonders hoch sein. Das könnte dort auch die große Zahl von 100 Registrierten erklären.

Die beiden anderen Zahlenreihen beruhen auf Schätzwerten und Interviewauskünften. Sie zeigen an, dass das Engagement in den ehrenamtliche Initiativen stark „in Bewegung“ ist. Wer im Herbst 2015 auf den Gründungsversammlungen anwesend war und sein Interesse am Engagement bekundet hatte, wird vielleicht gar nicht aktiv geworden sein. Und wer aktiv geworden ist, hat sich vielleicht beim Unterkunfts- und Sozialmanagement (UKSM) trotzdem nicht registrieren lassen. Umgekehrt werden neue Interessenten erst später dazu gestoßen sein. Außerdem werden andere Ehrenamtliche gar nicht erfasst. Das gilt etwa für diejenigen, die als „Paten“ nur im Kontakt mit einzelnen Bewohnern stehen und somit weder bei den Nachbarschaftsinitiativen noch beim UKSM „auf dem Radarschirm“ zu sehen sind.

Die auf Schätzwerten beruhenden Zahlen können also nichts „beweisen“. Aber sie illustrieren die Plausibilität einer Annahme. Es ist die Annahme, dass die Bereitschaft zum Engagement auf dem Scheitelpunkt der „Willkommensbewegung“ im Herbst 2015 am höchsten war. Und es ist dementsprechend auch plausibel anzunehmen, dass in den Zahlen ein bestimmtes Verlaufsmuster zum Ausdruck kommt, das als „Deaktivierungsmuster“ bezeichnet werden könnte. Dem werden wir im Kapitel zum „Deutschunterricht“ noch genauer nachgehen.

2.2 Nachbarschaftsinitiativen: Koordinations- und Rahmenbedingungen

Welche Rahmenbedingungen und Koordinationsformen begünstigen den erfolgreichen Aufbau von ehrenamtlichen Nachbarschaftsinitiativen? Unter welchen Bedingungen gelingt es ihnen stabile, nachhaltige Strukturen aufzubauen? Wie gelingt es am besten und wirkungsvollsten, die Unterkunftsbewohner mit integrationsfördernden Angeboten (vor allem: Deutschunterricht, Arbeitsvermittlung, Patenschaft) zu erreichen und ihnen beim Ankommen

in Deutschland zu helfen? Wir haben eine Liste von Faktoren zusammengestellt, die zur Stabilität und damit auch zur Verbesserung ehrenamtlicher Angebote beitragen.

Dazu gehören folgende Bedingungen: (1) eigene Infrastrukturen (bereitgestellt von Kirchengemeinde, Kulturzentrum, Quartiersverein: HB, LHStr, NStr, SSt); (2) Nähe zur Unterkunft (Aktivisten wohnen in direkter Nachbarschaft, kurze Wege, Koordination auf Zuruf: HB, NStr); (3) Abgrenzung nach außen (Vorteil: Vermeidung von Kompetenzgerangel, Nachteil: Abwürgen von frischen Impulsen: HB, SSt); (4) autonome Arbeitsgemeinschaften (sorgt für Flexibilität und Zusammenhalt: HB, LHStr, NStr, SSt); (5) starkes Statusgefälle zwischen Ehrenamtlichen und Bewohnern (begünstigt Rollentrennung von Betreuern und Betreuten, schützt vor Distanzverlust, erleichtert den Einstieg ins Engagement: HB, SSt); (6) vertrauensvolle Kooperationsbeziehungen zum UKSM (Unterkunfts- und Sozialmanagement) (BK, LHStr, NStr).

Übersicht 2: Nachbarschaftsinitiativen: Rahmenbedingungen und Koordinationsformen

	AKSt	BK	HB	LHStr	NStr	SSt
Infrastrukturen	schwach	schwach	stark	stark	stark	stark
Entfernung zur Unterkunft	?	?	300 m	2 km	300 m	2 km
Abgrenzung nach außen	schwach	schwach	stark	schwach	schwach	stark
Arbeitsgemeinschaften	schwach	schwach	stark	stark	stark	stark
Statusgefälle	schwach	schwach	stark	schwach	schwach	stark
Vertrauen UKSM	schwach	stark	schwach	stark	stark	schwach

Die Kategorisierung ist einprägsam aber krude. Sie taugt nicht um gesicherte Aussagen zu treffen. Aber sie erlaubt Fragen zu stellen und Probleme einzukreisen, wenn wir wissen wollen, wie sich die sechs Nachbarschaftsinitiativen voneinander unterscheiden. Was macht ihre Besonderheiten aus und worin gibt es Ähnlichkeiten? Die sechs untersuchten Initiativen lassen sich in drei Gruppen einteilen, AKStr und BK bilden die erste Gruppe der beiden kleineren Initiativen. Gemeinsam sind ihnen schwach ausgeprägte Infrastrukturen, Sprecherrollen, Außengrenzen und Arbeitsgemeinschaften. Gemeinsam ist ihnen auch das eher schwache Statusgefälle zwischen Wohngebiet (Osdorf) und Unterkunft. Was sie unterscheidet, sind ihre Beziehungen zum UKSM. Die sind eher distanziert im Fall AKS und eher entspannt im Fall BK.

Im Kontrast dazu stehen die beiden mitgliederstarken Initiativen HB und SSt. Sie ähneln sich durch starke Infrastrukturen (Kirchengemeinde), starke Sprecherrollen und gesicherte Außengrenzen, starke Außendarstellung, starke Arbeitsgemeinschaften (HB: Willkommenscafé, HB und SSt: Deutschunterricht) sowie durch starkes Statusgefälle zwischen den Bewohnern der umgebenden Wohngebiete (Othmarschen, Blankenese) und den Bewohnern der Unterkünfte.

Gemeinsam sind ihnen auch die leicht angespannten Beziehungen zum UKSM. Es gibt jedoch einen bemerkenswerten Unterschied: Im Fall HB ist die Unterkunft vom Gemeindezentrum und vom Wohnbereich der ehrenamtlich Engagierten fußläufig erreichbar (Entfernung 300m). Im Fall SSt beträgt die Entfernung zur Unterkunft mehr als 2 km. Das macht, wie wir noch sehen werden, einen erheblichen Unterschied hinsichtlich der Angebotsmöglichkeiten.

Die beiden Initiativen LHStr und NStr bilden eine Zwischengruppe. LHStr und NStr sind durch plurale Infrastrukturen (Steenkampsiedlung e.V., BaNotke, Stadtteilkulturzentrum Lurup, Sportverein) und Sprecherrollen, durchlässige Außengrenzen, starke Arbeitsgemeinschaften (NStr: Frauenarbeit), eher geringes Statusgefälle sowie vertrauensvolle Beziehungen zu UKSM charakterisiert. Die NStr hat einen Standortvorteil (300 m), die LHStr hat ihn nicht (2 km). So viel zur provisorischen Übersicht. Statt in die Kategoriendiskussion und in das Problem der binären Schematisierung einzusteigen, wollen wir es an dieser Stelle dabei belassen und uns noch einmal der Frage nach den Kooperationsbeziehungen zwischen Initiativen und UKSM zuwenden, die von allergrößtem Interesse für die Zukunft der ehrenamtlichen Arbeit vor Ort ist.

Wir haben einen empirischen Indikator gefunden, der die Qualität der Beziehungen ziemlich treffend anzeigt. Die dazu gehörende Frage lautet: Welche Rolle spielt das UKSM an den „Vernetzungstreffen“ der Nachbarschaftsinitiativen? Wird das UKSM beteiligt oder ausgeschlossen? Oder übernimmt es vielleicht sogar die Führungsrolle? Übersicht 3 gibt Antworten auf diese Fragen. Sie gibt aber auch Auskunft über das unterschiedliche Innenleben der Initiativen.

Übersicht 3: Die Rolle des UKSM bei „Vernetzungstreffen“

	Häufigkeit	Einladende	Teilnehmende
August-Kirch-Straße	alle 2 Monate	UKSM	Alle, mit UKSM
Blomkamp	alle 3 Monate	UKSM	Alle, mit UKSM
Holmbrook	alle 3 Monate alle 3 Monate alle 3 Monate	Sprecherin AG Deutsch AG Café	Alle Koordinatoren, ohne f&w AG Deutsch, ohne f&w AG Café, ohne f&w
Luruper Hauptstraße	jeden Monat	Sprecherin „Willkommen in Lurup“	Alle, mit UKSM
Notkestraße	jeden Monat	Sprecherin „Steenkamper“	Alle, mit UKSM
Sieversstücken II	alle 3 Monate	Sprecherin Runder Tisch	AG Deutsch, ohne f&w

2.3 Bewohner: Herkunftsländer und Sprachgruppen

Wir kommen nun zu den Bewohnern. Die nächste Übersicht vermittelt einen Eindruck von der Größenordnung der Unterkünfte und von der Zahl der Bewohner nach Herkunftsländern und Sprachen. Vier Unterkünfte hatten die im Bürgervertrag vorgesehene Sollstärke im Sommer 2017 annähernd erreicht (AKS, HB, NStr, SS). Zwei Unterkünfte hatten ihre Kapazitäten 2016 gerade erst aufgestockt (AKS, SSt). Die beiden übrigen Unterkünfte steckten noch mitten im Umbruch (BK, LHStr). Die eine von ihnen stand im Herbst 2017 kurz vor der Aufstockung (BK), die andere war noch dabei ihre Anfangskapazitäten gemäß Bürgervertrag abzubauen (LHStr).

Wie man außerdem sieht, sind die Bewohnerzahlen pro Unterkunft unterschiedlich hoch. Im Sommer 2017 reichte die Spanne von nur 200 Bewohnern im Holmbrook (HB) bis zu 680 Bewohnern in Sieversstücken (SSt I und II). Vergleicht man die Bewohnerzahlen mit den Ehrenamtszahlen der Unterkünfte, so zeigt sich, dass die „Betreuungsdichte“, also das Verhältnis von Ehrenamtlichen zu Bewohnern, stark voneinander abweicht. Im Holmbrook war sie besonders günstig (1 : 3) und in der August-Kirch-Straße (1 : 30) besonders ungünstig.

Übersicht 4: Bewohner: Herkunftsländer, Sprachgruppen, Religion

	AKStr	BK	HB	LHStr	NStr	SSt II	Summe
Bewohner 2016	490	180	200	700	620	300	2.490
Bewohner 2017	490	350	200	450	620	680	2.790
Muslime 2017	73%	70% (2016)	?	80%	87%	95%	
Arabisch 2017	30%	46% (2016)	?	50%	26%	56%	805
Dari/Farsi 2017	21%	23% (2016)	?	31%	60%	42%	713
Somali	22%						
Eritreer	24%			17%	13%		

Während die Bewohnerzahlen pro Unterkunft in 2016 und 2017 geglättet aber zuverlässig sind, kann man das von den Rubriken der „Muslime“ und der beiden großen Sprachgruppen („Arabisch“, „Dari/Farsi“) nur annähernd behaupten. Es sind (abgesehen von LHStr und SSt II) Schätzwerte. Unter der Rubrik „Muslime“ sind die Bewohner aus den Herkunftsländern mit hauptsächlich muslimischer Bevölkerung zusammengefasst (Syrien, Afghanistan, Irak, Somalia, Iran, Ägypten). Die Spanne des muslimischen Bewohneranteils reicht von 70% im Blomkamp bis zu 95% in Sieversstücken II. Die Spanne der arabisch sprechenden Bewohner (Syrien, Irak, Ägypten) reicht von 30% (AKS) bis zu 56% (SSt II), die Spanne der Dari und Farsi sprechenden (überwiegend Afghanen, wenige Iraner) reicht von 21 % (AKS) bis 60% (NStr).

Bei insgesamt etwa 2.385 Bewohnern aus sechs Unterkünften heißt das: ehrenamtliche Integrationsarbeit ist heutzutage vor allem Arbeit mit Muslimen aus dem arabischen (805 Personen = 34%) und dem afghanisch-iranischen (713 Personen = 30%) Sprachraum. Darin spiegelt sich der besondere Charakter der aktuellen Migrationswelle, die sich von der Welle der Arbeitsmigration der 1960er Jahre und der Einwanderung aus Mittel- und Osteuropa der 1990er, signifikant unterscheidet. Damit steht die ehrenamtliche Flüchtlingshilfe vor neuen Herausforderungen, die unübersehbar auch die Angebote und Aktivitäten vor Ort prägen.

3 Das Leben im „Camp“

Wie entwickelte sich das Alltagsleben in den Folgeunterkünften? Wie gingen die zivilgesellschaftlichen Nachbarschaftsinitiativen an den Start? Während die in den Massenquartieren der Zentralen Erstaufnahmen (ZEA) untergebrachten Flüchtlinge darauf warteten, endlich in die neuen Folgeunterkünfte umziehen zu dürfen, hatten sich rund um die geplanten Standorte ehrenamtliche Nachbarschaftsinitiativen gebildet, um die neuen Bewohner in Empfang zu

nehmen. Doch dann kam es bei der Inbetriebnahme zu unerwarteten Verzögerungen. Das steigerte zwar die Nervosität, kam den Initiativen aber auch sehr zu Gute. Die Verzögerungen gaben ihnen die Gelegenheit, die Mitarbeiter des UKSM kennenzulernen, die ebenfalls schon vor Ort waren, und sich mit ihnen auf die Ankunft der Bewohner vorzubereiten.

Danach kommen wir auf die Ankunft der Bewohner zu sprechen. Hier geht es um die Zuteilung von Räumen und Wohnungen und um Belegungskonflikte und ihre ethnische Codierung (3.2.). Im dritten Abschnitt gehen wir der Frage nach, wie sich Belegungskonflikte durch Geschlechtertrennung bereinigen lassen (3.3). Im vierten Abschnitt soll untersucht werden, wie sich das Alltagsleben in den Unterkünften entwickelte. Es geht um Sozialkontakte, Freundschaft und Verwandtschaft (3.4.). Und zum Schluss wenden wir uns zwei Flüchtlingskategorien mit sehr unterschiedlichen Schwierigkeiten beim Ankommen zu: Mütter mit Kleinkindern (3.5.) und alleinstehende junge Männer ohne Familienanschluss (3.6.).

3.1 Belegungskonflikte: Segregation oder ethnische Durchmischung?

„Transfer“ galt unter den Flüchtlingen in den zentralen Erstaufnahmen (ZEA) als Zauberwort. Sie sehnten den Tag des Transfers in die Folgeunterkünfte herbei, wo endlich alles besser werden sollte. Die Flüchtlinge hatten untereinander schöne Fotos aus Hochglanzbroschüren von Folgeunterkünften herumgezeigt, die während der Übergangs- und Wartezeit in den überfüllten ZEAs zirkulierten. Damit wurden hohe Erwartungen und Hoffnungen geweckt. Als sie dann in die neuen Wohnquartiere verlegt wurden und ihre neuen Zimmer und Wohnungen sahen, war die Enttäuschung groß: „Jetzt ist der Zauber weg. Sie wollen nur schnell wieder raus hier, obwohl es für mich eine Vorzeigeeinrichtung ist.“ (Ehrenamt, SSt II)¹

Dazu ein Beispiel: „[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]“ (Ehrenamt, SSt II).

Dabei standen viele der neu eingezogenen Bewohner noch unter dem Schock ihrer Fluchterfahrungen. Sie waren nur darauf bedacht ihr Überleben zu sichern. Jeder kämpfte für den eigenen Vorteil. Jede Familie versuchte beim UKSM das Beste für sich heraus zu holen: „Warum bekommt diese Familie eine bessere Wohnung und wir nicht?“ (Ehrenamt). Belegungskonflikte waren besonders in der Anfangszeit ein herausragendes Problem. Das UKSM hatte pro Unterkunft ein bis zwei Vollzeitkräfte abgestellt, um die Belegung von Zimmern, Fluren, Wohnungen und Häusern zu organisieren.

¹ Soweit nicht ausdrücklich anders vermerkt, stammen alle mit Anführungszeichen gekennzeichneten Zitate aus unseren Befragungsprotokollen. Um die Lesbarkeit zu verbessern, sind die Zitate sprachlich bearbeitet und geglättet. Es handelt sich also nicht um wortwörtliche Äußerung von Befragten.

Dazu gehört auch die kurzfristige Steuerung bei Zu- und Abgängen sowie die interne Verlegung. „Verlegung ist eine Riesensache hier, mindestens einmal am Tag kommt jemand zu uns ins Büro mit Beschwerden über seinen Zimmernachbarn und möchte in ein anderes Zimmer verlegt werden: mein Mitbewohner hört die ganze Nacht Musik, ich kann kein Deutsch lernen.“ (UKSM) Belegungsentscheidungen erfordern Fingerspitzengefühl. Die hauptamtlichen Mitarbeiter müssen viele Gespräche führen und viel Überzeugungsarbeit leisten, um unzufriedenen Bewohnern ihre Entscheidungen zu vermitteln und Vorbehalte zu zerstreuen (UKSM).

Es hat sich gezeigt, dass die Belegung von Wohnungen oder Fluren mit alleinstehenden Männern unterschiedlicher Herkunft überwiegend unproblematisch ist. Wenn aber zwei Familien oder Alleinstehende mit Familien gemischt werden sollen, wird es oftmals kritisch. Dann kann es zu Spannungen und Konflikten kommen, die das UKMS teilweise vor erhebliche Herausforderungen stellen. Aber oftmals geht es auch gut, so wie im Fall zweier älterer Afghaninnen und einer syrischen Kleinfamilie, die sich sehr gut verstanden haben (UKSM).

Und wenn Belegungskonflikte ethnisch grundiert sind? Ist es dann besser, die Ethnien schon bei der Erstbelegung zu trennen? Über Fragen der ethnischen Trennung oder Durchmischung in Flüchtlingsunterkünften wird in Fachwelt und Öffentlichkeit kontrovers diskutiert: „In der Presse wird in der Jahresmitte 2016 von eskalierenden Konflikten zwischen Jesiden und muslimischen Tschetschenen in einer Landeseinrichtung berichtet. Daher wird von einigen Vertreterinnen und Vertretern eine sensiblere Belegung insbesondere von im Herkunftsland verfolgten Minderheiten gefordert.“ (Dymarz et al. 2016 S.41)

Während Dymarz et al. eine ethnische Segregation in Wohnunterkünften vorschlagen, um ethnischen Konflikten erst gar keine Reibungsflächen zu geben, an denen sie sich entzünden könnten, halten Christ et al. eine konsequente ethnische Durchmischung (im Sinne der „Kontakthypothese“) für das bessere Mittel. Sie argumentieren gegen „die Annahme, dass bestimmte Gruppen per se nicht miteinander vereinbar seien.“ Stattdessen könnte die separate Belegung nach Ethnien oder Sprachgemeinschaften die Konflikte künstlich verschärfen:

„Unter Bewohnern bilden sich Gruppen aufgrund gemeinsamer Herkunft, Sprache oder Religion. Mitarbeiter können Gruppenbildungsprozesse durch Fremdzuschreibung von vermeintlichen Gruppenidentitäten etwa bei der Zimmerbelegung oder durch Ungleichbehandlung verstärken. Dies gilt auch für externe Akteure wie religiöse Gemeinschaften, Migrantenorganisationen oder ehrenamtliche Helfer.“ (Christ et al. 2017: 5)

Die Lösung interethnischer Konflikte liegt nach Christ et al. nicht in der Trennung von Völkern, Sprachen oder Religionen. Sie liegt in der Beachtung der ökonomischen Gleichbehandlung: „Gruppenbildungsprozesse ... können dann zu Konflikten führen, wenn zugleich der Zugang zu Gütern oder Ressourcen eingeschränkt ist und sich Gruppen im Wettbewerb um diese befinden. ... Gleichbehandlung aller Bewohner, unabhängig von Herkunft und Status, ist zur Konfliktprävention unerlässlich. Hierfür sollten alle in UfGs tätigen Mitarbeiter sensibilisiert werden.“ (Christ et al. 2017: 5) Das vorausgesetzt, sollten „Bewohner ... nicht nach Religion oder Ethnie getrennt auf Zimmern untergebracht werden; stattdessen bedarf es der Betreuung, um Vorurteile abzubauen und bei Konflikten zu vermitteln. Dies ist auch im Sinne der Integration in eine offene Gesellschaft empfehlenswert.“ (Christ et al. 2017: 5)

Anfänglich ist man in den von uns untersuchten Folgeunterkünften der Policy einer ethnischen Durchmischung durchaus gefolgt. Die Betreibergesellschaft wollte verschiedene Nationalitäten, Religionen und Kulturen nicht räumlich trennen, sondern gezielt vermischen (UKSM). Aber hat sich die Policy der Zusammenführung bewährt? Konnte diese Policy gegen die Wünsche von Afghanen, Eritreer und Syrer durchgesetzt werden, die bei freier Auswahl lieber unter ihresgleichen geblieben wären? Nach Auskunft des UKSM wurden mit gemischten Wohngemeinschaften oder Flurbelegschaften durchaus gute Erfahrungen gemacht. Das gilt jedenfalls für die Luruper Hauptstraße, die überwiegend von jungen Männern bewohnt wird. Dort wurde Herkunftsvielfalt schon bei der Erstbelegung konsequent umgesetzt (UKSM).

Andernorts konnte sich diese Policy allerdings nicht durchsetzen, und daran hatten ethnisch kodierte Konflikte einen gewissen Anteil. [REDACTED]

[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED] (UKSM)

Wir haben bei unseren Befragungen aber keinen Beleg dafür gefunden, dass Konflikte primär zwischen Bewohnern verschiedener Religions- oder Sprachgemeinschaften auftreten. Vielmehr ist uns von Abgrenzungs- und Konfliktkonstellationen unterschiedlichster Art berichtet worden, auch unter Angehörigen derselben Gemeinschaft. Im Kern ging es dabei stets um Spannungen, die von alltäglichen Reibereien zwischen Zimmer- oder Wohnungsnachbarn ihren Ausgang nahmen, wie sie bei dicht gedrängtem Zusammenleben unweigerlich auftreten. Wenn Wohnungen mit bis zu sechs fremden Personen aus unterschiedlichen Herkunftsländern belegt werden, die sich sprachlich nicht verständigen können, ist das kein Wunder.

Konflikte entzündeten sich oftmals daran, dass der eine putzt, der andere nicht, die eine lärmt und die andere braucht Ruhe, der eine raucht und der andere nicht. Rauchen ist (außerdem: Drogen, Alkohol) „ein großes Thema“. Grundsätzlich ist es zwar erlaubt in Zimmern und Wohnungen zu rauchen. „Aber für Nichtraucher ist es oft schwer zu ertragen, mit einem eingerauchten Raucher die Wohnung oder das Zimmer teilen zu müssen. Wenn jemand unter Kopfschmerzen leidet, ist das kaum zumutbar. Inzwischen wird daher bei Neuzugängen regelmäßig abgefragt, ob es sich um Raucher oder Nichtraucher handelt“. (UKSM)

Wenn ein Streit ums Rauchen bei dieser Ausgangslage eskaliert und auf andere Themen überspringt, ist es keineswegs ungewöhnlich, dass Konflikte ethnisch oder religiös konnotiert und zugespitzt werden – wie im erwähnten Fall von Afghanen und Eritreern, wo Abgrenzungslinien durch Religion plus Sprache gewissermaßen doppelt genährt und abgesichert werden konnten. Wenn die Kontrahenten derselben islamischen Glaubensrichtung anhängen, aber verschiedene Sprachen sprechen (z.B. sunnitische Muslime aus Afghanistan und Syrien), bleibt es bei „einfacher“ ethnischer Kodierung. Diese ist im Zweifelsfall immer noch stark genug, um Belegungskonflikte hin und wieder gefährlich aus dem Ruder laufen zu lassen.

Im Vergleich der verschiedenen Konfliktkonstellationen zeigt sich ein wiederkehrendes Muster: Es handelt sich um Fälle des beengten Zusammenwohnens von direkten Zimmer- oder

Wohnungsnachbarn unter Bedingungen kumulativer Konfliktlagen, die sich allmählich hochschaukeln und situativ explodieren können. Ein ehrenamtlicher Helfer hat erlebt, wie zwei alleinstehende Männer, die in derselben Männerwohngemeinschaft wohnten, beim harmlosen Spielen anfangen sich plötzlich zu prügeln: Anzeichen eines aus der Wohnsituation geborenen Stresskonflikts, bedingt durch Zwangswohngemeinschaft und räumliche Enge.

All das deutet auf eine Gemengelage von Stresskonflikten, kumulativen Belastungen und fluchtbedingter Ressourcenkonkurrenz hin. Diese Gemengelage kann ethnoreligiös mehr oder weniger eingefärbt sein. In den Wohnunterkünften gibt es aber keine Anzeichen einer Verfestigung ethno-kultureller Gruppenkonflikte, die das Alltagsleben hätten polarisieren oder vergiften können. Vielmehr sind die Konflikte durchweg auf den lokalen Streit unter Wohnungsnachbarn begrenzt geblieben. Dabei ist uns allerdings auch von zwei ethnisch konnotierten Streitfällen berichtet worden, an denen auf beiden Seiten mehrere Kontrahenten beteiligt waren. Das war die schon erwähnte Weigerung von Afghanen mit Eritreern zu wohnen und eine Beschwerde von Syrern über lautstark feiernde Eritreer, die ihre Musikanlagen voll aufgedreht hatten. „Ansonsten läuft es überwiegend friedlich ab.“ (UKSM)

Lärmbelästigungen sind auch von deutschen Anwohnern aus der direkten Nachbarschaft eines der Camps thematisiert worden. [REDACTED]

[REDACTED] Es kommt zu einem Polizeieinsatz. Die Polizei schickt einen Streifenwagen vorbei, fordert die feiernden jungen Leute auf leiser zu sein und damit ist die Sache erledigt. [REDACTED]

[REDACTED] Im Sommer 2017 kommt es dann nicht mehr zu Beschwerden (UKSM, Ehrenamt AKS).

Und was sagen die Bewohner zum Thema Lärm? Eine kurdische Mutter sieht es gelassen: „Als wir hergekommen sind, hat uns die Sozialarbeiterin gesagt, wir brauchen ruhige Familien auf der Außenseite des Camps, damit sich die deutschen Nachbarn nicht über Lärm beschweren. Ich sage immer zu meinen Kindern macht nicht zu viel Lärm. Die Deutschen mögen keinen Lärm. Hier ist es nicht so wie bei uns zu Haus. Wir sind kommunikative Leute, wir reden gerne. Wir besuchen andauernd unsere Verwandten, unsere Freunde kommen zu uns und wir gehen zu ihnen hin. Da ist es immer laut.“ (kurdische Mutter)

3.2 Belegungskonflikte zwischen fremden Ehepaaren

Einiges spricht dafür, dass es sich bei den erwähnten Ereignissen um Ausnahmefälle handelt. Dafür spricht auch, dass alleinstehende junge Männer sich offenbar leichter mit ethnoreligiös gemischten Wohnverhältnissen arrangieren können als Familien. Auch bei ethnisch gemischten „Männerhäusern“ waren ernsthafte Konflikte eher selten und konnten relativ leicht geschlichtet werden. Aber es gibt eine Konstellation, die riskanter ist. Sobald Frauen und Männer aus verschiedenen Familien involviert sind, ist es viel problematischer. Warum ist das so?

Wir vermuten, dass Probleme dadurch verschärft werden, dass das Zusammenwohnen fremder Ehepaare, die nicht derselben Familiengruppe angehören, die kulturellen Regeln der sozialräumlichen Geschlechtertrennung² verletzt, die wir bei uns nicht kennen und auch nicht praktizieren. Das ist bei Dreizimmerwohnungen nahezu unvermeidlich, die von zwei Familien zu je drei Personen (Kind, Mutter, Vater) bewohnt werden. Wie will man unter solchen Bedingungen vermeiden, dass sich „fremde“ Frauen und Männer im Flur und in den gemeinsamen Räumen nicht ständig über den Weg laufen? Dass das schiefgehen kann, macht folgende Fallgeschichte deutlich.

„Es ging damit los, dass sich eine der beiden Frauen nicht mehr traute, ohne Kopftuch durch die Wohnung zu gehen. Dann konnten sich die beiden Familien nicht einigen, welche Frau wann kochen durfte. Wenn die [REDACTED] kochte, durfte der Mann der [REDACTED] nicht in der Küche sein. Am Ende konnten die beiden Familien überhaupt nicht mehr miteinander reden.“

[REDACTED]

[REDACTED] (UKSM)

Was hat dieser Konflikt zu bedeuten? Handelt es sich um einen gewöhnlichen Interessenkonflikt, wie er überall zwischen Menschen vorkommt, die besseres gewohnt waren? Das vielleicht auch – obwohl viele Familien vor ihrer Flucht aus Afghanistan oder Syrien kaum mehr Wohnraum gehabt haben dürften. Viel wichtiger erscheint indessen, dass der Konflikt auf die Verletzung moralischer Regeln zugeschrieben wird. Im Gegenzug sollen dadurch Ansprüche legitimiert werden. Das Problem besteht darin, dass die Wohnarchitektur, mit der die meisten Flüchtlingsfamilien in ihren Heimatländern aufgewachsen sind, eine Grenze von Männer- und Frauendomänen aufweist, die in der Architektur der Wohnunterkünfte nicht vorgesehen ist.

In einer von zwei Familien bewohnten Dreizimmerwohnung sind Privaträume so tabu wie bei uns auch. Aber was ist mit dem gemeinsamen Flur und der gemeinsamen Küche? Die gemeinsame Nutzung würden auch wir als störend empfinden. Im Fall nicht-verwandter muslimischer Familien kommt aber etwas entscheidend anderes bei der gemeinsamen Küchennutzung hinzu: die als sexuelle Übergriffigkeit definierte gleichzeitige Anwesenheit von Mann und Frau, die nicht miteinander verwandt sind. Wenn die Küche in diesem Sinne als unantastbare Frauendomäne definiert wird, darf sie nur von einem Mann der eigenen Familie betreten werden.

² Fatima Mernissi (1987): *Beyond the Veil. Male-female dynamics in modern Muslim society*. Indiana University Press, Bloomington and Indianapolis; Lilia Labidi (2008): *From sexual submission to voluntary commitment: the transformation of family ties in contemporary Tunisia*. 236 – 250 in: Kathryn M. Yount, Hoda Rashad (Eds.): *Family in the Middle East. Ideational change in Egypt, Iran, and Tunisia*.

Damit ist Streit um sexuelle Verbote vorprogrammiert. Und er ist umso unausweichlicher, je entschiedener und kompromissloser die beiden Parteien ihren Interessenkonflikt moralisch aufladen und den jeweils „fremden“ Mann des sexuellen Übergriffs bezichtigen, sollte er es wagen die Küche zu betreten, solange sich die andere Frau dort aufhält.

Dass es auch anders geht, zeigt der oben erwähnte Fall der Wohngemeinschaft einer [REDACTED]. Die Familie bewohnte zwei Zimmer, das dritte Zimmer teilten sich die beiden [REDACTED] Frauen, und die gemeinsame Küchenbenutzung war unproblematisch. Hier übernahmen die beiden [REDACTED] gewissermaßen die Familienrollen von älteren Tanten – und damit war das Problem entschärft. Die sozialräumlichen Regeln der Geschlechtertrennung sind also keine ehernen Gesetze, sondern werden je nach Region und Sozialmilieu unterschiedlich gehandhabt. Sie lassen sich den jeweiligen Gegebenheiten anpassen und können beispielsweise auch durch „virtuelle Adoption“ von Familienrollen befriedet werden.³ Umgekehrt gilt, dass die Regeln der sexuellen Wohlanständigkeit im „Verdrängungswettbewerb“ durchaus auch künstlich hochgespielt werden können.

Welche Schlussfolgerungen lassen sich daraus zu ziehen? Auch hier könnte man – analog zur Abwehr „rassistischer“ Segregationstendenzen durch die Politik der multiethnischen Belegung – die Karte einer multifamiliären Belegungspolitik ausspielen, um „sexistischen“ Segregationstendenzen vorzubeugen. Das ist hier kein ernstgemeinter Vorschlag, weil die Folgen voraussehbar kontraproduktiv sind. Vielmehr ist es ein Gedankenspiel, das auf den kritischen Punkt aufmerksam machen soll: Dass eine Politik der Genderdurchmischung, die nicht vom Ende her durchdacht ist, aufs Glatteis geraten kann, wenn sie das friedensstiftende Potenzial der „virtuellen“ Adoption außer Acht lässt. Die beteiligten Mitarbeiter vor Ort haben aus dem geschilderten Extremfall die Lehre gezogen, dass bei der Belegung von Wohnungen sorgfältiger auf „Passungen“ geachtet werden muss, um die Konflikte vorbeugend zu vermeiden.

Diesbezüglich ist beim Familiennachzug besondere Voraussicht geboten. Auf entsprechende Symptome, die das „Unaussprechliche“ von sexuellen Grenzüberschreitungen anzeigen, wird dann besonders sorgsam zu achten sein. Etwa wenn ein Iraker, der in einem ethnisch gemischten „Männerhaus“ wohnt, Familiennachzug erwartet – wobei die nachkommenden Angehörigen wohl kaum in das „Männerhaus“ einziehen werden, sondern in ein „Familienhaus“. Aber vielleicht wird das Risiko gewaltsamer Belegungskonflikte ohnehin in dem Maße abklingen, wie sich die Raumfrage generell entschärft und die mentalen Blockierungen des „Noch-nicht-angekommen-seins“ sich auflösen und eine größere Offenheit der Mitbewohner untereinander und gegenüber ihren Betreuern möglich wird.

Bis dahin wird sich das probate Mittel zur Entschärfung und Auflösung von Konflikten zwischen Mitbewohnern, „die sich nicht riechen können“ (Ehrenamt), auch weiterhin bewähren. Es besteht schlicht und einfach darin, die streitenden Parteien durch Verlegung zu trennen. Und dabei zeigt sich zusehends auch, dass die Bewohner beginnen, ihre Probleme vorausschauend bereits untereinander zu regeln, bevor sie sich an die Sozialarbeiter wenden. Wer mit seinen Mitbewohnern streitet, kommt dann nicht erst oder nur ins Büro um sich zu beschweren.

³ Zum Thema der „virtuellen Adoption“ unter Libanonflüchtlingen, die in den 1970er Jahren nach Berlin kamen, vgl. Dina Abdulrahim (1993): *Defining Gender in a second exile: Palestinian women in West Berlin*. Gina Buijs (ed): *Migrant women, crossing boundaries and changing identities*. Berg: Oxford, Providence, 55-82.

Vielmehr kommt man dann bereits mit einem ganz konkreten Vorschlag, wie sich ein sinnvoller Tausch innerhalb der Wohnanlage bewerkstelligen ließe. Es sind – wenig überraschend – dabei überwiegend die eigenen Landsleute, in deren Nähe man wohnen möchte, weil sie Vertrautheit und Heimat verkörpern. Das lässt sich zwar nicht immer zeitnah realisieren, aber grundsätzlich unterstützt das UKMS solche Verlegungswünsche und Umtauschaktionen.

So haben die positiven Erfahrungen des UKSM mit vorbeugender Konfliktvermeidung durch räumliche Trennung nach Herkunft und Religion auch dazu beigetragen, Alltagskonflikte des beengten Zusammenlebens erfolgreich zu entschärfen. Insgesamt scheinen die Belegungskonflikte in den zwei Jahre seit Eröffnung der neuen Wohnunterkünfte tatsächlich abgeklungen zu sein. Das liegt zum einen daran, dass ethnische Durchmischungen inzwischen bewusst vermieden werden (UKSM). Zum anderen liegt es aber auch daran, dass viele Bewohner mittlerweile so gut Deutsch sprechen, dass sie sich nun auch untereinander verständigen können (UKSM). Davon profitiert letztlich auch das UKSM. Doch was ist mit der Befürchtung, dass die „Entmischungspolitik“ hinterrücks wieder zur verschärften Ethnisierung lokaler Alltagskonflikte beitragen könnte? Davon kann, soweit wir erfahren haben, keine Rede sein.

3.3 Sozialkontakte, Freundschaft, Verwandtschaft

Bisher haben wir das Leben in den Wohnunterkünften vor allem aus der Perspektive des Beschwerdemanagements bei Belegungskonflikten kennengelernt. Dabei standen kritische Ausnahmefälle und meldepflichtige „BVs“ (besondere Vorkommnisse) im Vordergrund. Wir kommen nun auf den Normalfall zu sprechen. Wie sieht die Normalität des tagtäglichen Zusammenlebens im „Camp“ aus? Wie entsteht aus anfänglichem Nebeneinander ein Miteinander? Wie machten sich die Bewohner miteinander bekannt, wie bildeten sich aus Bekanntschaften engere Freundschaften? Hat sich eine Selbstorganisation der Bewohner im Camp gebildet?

Von den ehrenamtlichen Integrationshelfern kann man auf diese Fragen zwei verschiedene Auskünfte bekommen. Die eine lautet, „dass die Bewohner weitgehend zurückgezogen leben und wenig miteinander anfangen können, dass sie keine Konflikte, aber auch keine Berührungspunkte haben.“ (Ehrenamt, BK) „Die Flüchtlinge reden nicht miteinander und kennen sich nicht. Auch nicht ihre eigenen Landsleute. Es fehlt die Kommunikation. Ich bin enttäuscht, wie wenig sie sich gegenseitig helfen. Dass sie sich bei den Lebensmitteln der anderen bedienen, mit denen sie die Küche teilen. Freundschaften gibt es nur in der alten Wohnanlage unter den Alteingesessenen. Die sind hier zu Hause. Die fahren morgens alle zur Arbeit mit dem Bus, die betrachten das hier als ihre Dauerwohnung.“ (Ehrenamt, SSt)

Die andere Auskunft lautet, „dass sich in der Unterkunft von Anfang an kleine Gruppen gebildet haben, die sehr eng miteinander verbunden sind. Das sind zumeist Gruppen von Landsleuten, die dieselbe Sprache sprechen und ihre eigenen Feste feiern“ (UKSM). Das wird auch von ehrenamtlicher Seite bestätigt: „Die Kontakte unter Landsleuten sind sehr gut. Kontakte mit anderen Gruppen werden gemieden. Es gibt auch Rassismus. Auf Afghanen reagieren die Syrer heftig. Ich habe versucht ihnen zu erklären, dass doch alle miteinander auskommen können. Aber die Reaktion war nur Ablehnung.“ (Ehrenamt, BK) „Dieses Denken ist auch zwei Jahre nach der Flucht noch ganz stark vorhanden. Viele Leute sind ja immer noch nicht richtig

angekommen. Das passierte erst später, wenn ihre Wohnsituation und die wichtigsten Fragen ihres Aufenthaltsstatus geklärt sind.“ (Ehrenamt, SSt)

Rassismus hin oder her, inzwischen sind mehr oder weniger ethnisch konnotierte Stresskonflikte der Ankunfts- und Übergangszeit weitgehend abgeklungen und viele Bewohner sprechen nun genug Deutsch, um sich mit Menschen aus anderen Herkunftsländern zu unterhalten. Es haben sich erste Ansätze einer herkunftsübergreifenden Gemeinschaft gebildet. „Je länger die Flüchtlinge hier wohnen, desto mehr entsteht eine gemischte Community mit Freundschaften zwischen Bewohnern aus anderen Ländern. Zuerst waren die Syrer nur unter sich, die Afghanen, die Eritreer, alle separat. Das ändert sich allmählich, wenn sie die Sprache können.“ (UKSM) Entscheidend bleibt aber die Orientierung an Menschen aus der eigenen Herkunftsgemeinschaft, wenn es darum geht einander zu vertrauen und sich zu befreunden.

Freunde können zu Wahlverwandten werden. Das geschieht vorzugsweise unter Landsleuten, die aus derselben Gegend stammen oder sich schon im Erstaufnahmezentrum kennen gelernt haben. In den Folgeunterkünften tun manche von ihnen sich dann zu großen Wohngemeinschaften zusammen. Da zeigt sich ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Wahlverwandtschaften. Dazu das Beispiel zweier befreundeter

[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]

Dazu erklärt die Teamleiterin: „Diese beiden Familien sind unzertrennlich. Die Mütter sind immer zusammen, die Kinder spielen ständig zusammen, sie machen alles zusammen, sie unternehmen Familienausflüge, meine Kollegin hat sie schon öfter zusammen in der Stadt getroffen.“ (UKSM). [REDACTED] Die kleineren Kinder leben unter der Obhut ihrer Mütter, die kaum Deutsch sprechen. Die Väter quälen sich seit zwei Jahren, ziemlich vergeblich so wie es scheint, [REDACTED] ohne echte Lernfortschritte zu erzielen. [REDACTED] sprechen fließend Deutsch.

Abgesehen von Wahlverwandtschaften, haben etliche Bewohner ganz realen familiären Zuwachs durch Geburten und Familiennachzüge bekommen. Anfangs kamen überwiegend Alleinstehende in die Folgeunterkünfte. Das hat sich in den letzten zwölf Monaten stark geändert. So waren viele Frauen in den Zentralen Erstaufnahmen (ZEA) schwanger geworden, deren Kinder dann in den Folgeunterkünften geboren wurden. „Vielleicht liegt das auch daran“, so ein ehrenamtlicher Helfer, „dass mit der Ankunft in Deutschland die unmittelbare Gefahr für das eigene Leben gebannt war. Da trauten sich die Familien dann wieder Kinder zu bekommen. Wobei man nicht ausschließen kann, dass Schwangerschaften auch helfen könnten, um in Deutschland bleiben zu dürfen.“ (Ehrenamt, BK)

Die Verschiebung von Alleinstehenden zu Familien wird auch durch Familiennachzug begünstigt. Aus Einzelpersonen sind Kleinfamilien und aus Kleinfamilien Großfamilien entstanden. In einer der Wohnunterkünfte haben sich [REDACTED]

[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED] Das ging von denen aus. Wie im ganz

normalen Leben. Sie kommen zu uns ins Büro und fragen, [REDACTED] Und wir vom UKSM begleiten dann die Aushandlungsprozesse der Bewohner.“ (UKSM)

Wir sollten uns allerdings vor dem Klischee hüten, dass der Hang zu Großfamilien vor allem unter weniger gebildeten Menschen aus ländlichen Regionen oder in abgehangenen Wohnquartieren von Großstädten verbreitet ist. Das Gegenteil belegt eine „Vorzeigefamilie“ aus [REDACTED] (Bewohnerin).

Bemerkenswert ist, dass diese Familie trotz bester Aussichten auf eine eigene Wohnung gar keinen Anlass hat übereilt auszuziehen und sich eine eigene Wohnung zu suchen – obwohl sie als fünfköpfige Familie in einer kleinen Dreizimmerwohnung beengt leben als in der Heimat. Was ihre Lebensqualität betrifft, so gehen andere Ansprüche offenbar vor. Dazu gehört es, in der Gemeinschaft eines Familienverbands zu leben. Und das zu realisieren ist ihnen gelungen.

[REDACTED] Alle drei Familien fühlen sich zusammen so wohl, dass sie vorerst bleiben möchten: Gemeinschaft mit der erweiterten Familie geht vor Quadratmetern in der Wohnfläche.

3.4 Junge Mütter aus Afghanistan: abgehangt?

Nach diesem verheißungsvollen Ausblick auf eine offenbar bevorstehende bilderbuchmäßige Integrationskarriere, wollen wir uns in den beiden letzten Abschnitten dieses Kapitels zwei Flüchtlingsgruppen zuwenden, die besondere Schwierigkeiten beim Ankommen in Deutschland haben. Das sind zum einen junge Mütter und zum anderen alleinstehende junge Männer ohne Familienanschluss. Das Problem- oder Risikoprofil ist in beiden Fällen sehr unterschiedlich. Während junge Mütter Gefahr laufen, den Anschluss an den Integrationszug schon beim Spracherwerb zu verpassen, laufen alleinstehende junge Männer Gefahr, nach erfolgreichem Spracherwerb und Ausbildungseinstieg vom Integrationszug der Familiengründung abgekoppelt zu werden und in die Isolation zu geraten. Wir beginnen mit den jungen Müttern.

Azadeh und Nasrin⁴ sind junge Mütter aus [REDACTED]

[REDACTED] Im Interview wirkten beide Frauen noch sehr „fremd“ in Deutschland. Sie sind auskunftsbereit, wirken aber auch sehr verschüchtert. Offenbar können sie die Interviewsituation überhaupt nicht einschätzen. Ihre Schüchternheit steht im klaren Kontrast zur Auskunft der Mitarbeiter des UKSM, die den Kontakt hergestellt hatten. Diese hatten die beiden Frauen als besonders interessiert und aufgeschlossen beschrieben.

⁴ Alle in dieser Studie erwähnten Personennamen sind frei erfundene Pseudonyme.

Wenn selbst aufgeschlossene junge Frauen so irritiert und verunsichert sind, wie soll es erst den vielen jungen Müttern in ähnlicher Lage ergehen, die weniger interessiert und aufgeschlossen sind? Azadeh und Nasrin sind [REDACTED]

Sie müssen ihre Kinder versorgen, sie bleiben im „Camp“, sie trauen sich nicht nach draußen, sie haben Umgang nur untereinander, sie lernen kein Deutsch und kommen nicht in Kontakt mit Deutschen außerhalb der Wohnunterkunft. Insofern teilen sie die Lebenslage und das Schicksal vieler Flüchtlingsfrauen. Auf Nachfrage zeigen sich interessante Unterschiede.

Azadeh hat in [REDACTED] Trotzdem spricht sie bisher kaum Deutsch. Im Interview bekundet sie aber großes Interesse am Deutschlernen. Mit einem offiziellen Deutschkurs wird sie aber noch warten müssen, [REDACTED] Bei ihren Voraussetzungen dürften die Aussichten auf Ausbildung und Beruf in Deutschland eigentlich gar nicht so schlecht stehen, wenn sie erst genug Deutsch gelernt hat. Aber will sie das überhaupt? Oder verlässt sie sich ganz auf ihren Ehemann? [REDACTED]

Nasrins Ehemann verfügt [REDACTED] Nasrin möchte auch gerne Deutsch lernen. Ob sie damit berufliche Pläne verbindet? Das bleibt im Gespräch offen. Sie hat sich nicht dazu geäußert. Ob sie sich in ihrer Situation vorstellen kann, etwas anderes sein zu wollen als Mutter und Hausfrau? Ob es für sie vorstellbar wäre, eine einfache Arbeit anzunehmen oder eine Ausbildung zu machen, wenn sie erst genügend Deutsch sprechen [REDACTED]?

Es kommt eine weitere Schwierigkeit hinzu: [REDACTED] die meisten Afghanen war das letzte Jahr „das Jahr des Wartens“ (UKSM). Da haben die Bewohner auf ihre Bescheide gewartet, teilweise ein ganzes Jahr. Die meisten haben jetzt eine subsidiäre Aufenthaltserlaubnis für ein bis drei Jahre bekommen. Etliche haben aber auch eine Ablehnung bekommen und sind in den Widerspruch gegangen. Daraufhin wurde in einigen Fällen die Duldung verlängert, etwa bei Irakern. „Der Zustand des Wartens ist schwierig für die Menschen. Vor allem für junge allein-stehende Männer ist es schwierig. Da gibt es auch einige, die abrutschen. Da haben wir letztes Jahr lebensfrohe Menschen aufgenommen. Die sind jetzt kaum wiederzuerkennen.“ (UKSM)

Nasrins Familie [REDACTED] Dagegen hat die Familie Widerspruch eingelegt. Das wird der Motivation sich in Deutschland einzurichten und Deutsch zu lernen, einen gehörigen Dämpfer verpasst haben. Ob die lange Wartezeit und der unklare Aufenthaltsstatus zusätzlich dazu beigetragen haben, dass die beiden Frauen auch [REDACTED] noch so gut wie kein Deutsch sprechen? Wenn das zutrifft, dann dürfte die auf ein Jahr befristete Aufenthaltsgenehmigung wohl nicht viel daran ändern. Nasrin ist sich aber bewusst, dass sie eine wichtige erste Hürde genommen hat. Aber das Gefühl von Unsicherheit ist geblieben.

Wie ist es mit dem Erlernen der deutschen Sprache? Beide Frauen geben an, dass sie ehrenamtliche Angebote besuchen. Zu diesen Angeboten dürfen sie ihre Babys und Kleinkinder mitbringen. In der Unterkunft selbst wie auch in der Nachbarschaft gibt es niederschwellige Sprach- und Begegnungsangebote, die von ehrenamtlichen Initiativen organisiert werden. Diese Angebote sind teilweise nur für Frauen geöffnet. [REDACTED]

Zudem berichteten beide Frauen, dass sie an einem besonderen Nachbarschaftstreff für Frauen teilnehmen, zu dem die Initiative regelmäßig einlädt. Die Möglichkeit zum Erwerb von Deutschkenntnissen ist also gegeben. Woran liegt es dann, dass selbst Azadeh, [REDACTED] nicht ernsthaft versucht hat ein Deutschniveau zu erreichen, mit dem sie wenigstens einfache Alltagsgespräche führen könnte?

Wie passt das mit der Beobachtung zusammen, dass beide Frauen ein ausgesprochen lebhaftes Interesse haben von der Dolmetscherin zu erfahren, wie es ihr in [REDACTED] gelungen ist, so gut Deutsch zu lernen und auch noch eine eigene Wohnung zu finden. Die beiden Afghaninnen sind ehrlich verblüfft. Sie waren ja ungefähr zur selben Zeit in Deutschland angekommen wie die [REDACTED] Dolmetscherin. Die Dolmetscherin hatte allerdings weitaus günstigere Voraussetzungen gehabt. [REDACTED]

[REDACTED] So hatte sie viel Zeit um Deutschkurse zu besuchen und alle Kraft in den Spracherwerb zu stecken. Diese Zeit hatten die beiden [REDACTED] nicht.

Bleibt die Frage: Wie stehen die Ehemänner dazu? Helfen sie ihren Frauen bei der Kinderbetreuung? Ermunterten sie sie Deutsch zu lernen? Nasrins Mann kommt während des Interviews herein, um seine [REDACTED] abzuholen. Er hilft, aber er wechselt keine Windeln, sagt Nasrin. In [REDACTED] helfen die Großmütter oder Großtanten bei der Kinderbetreuung. Das fällt hier weg. So sind die beiden jungen Mütter nur schwer abkömmlich. Fragen wir weiter: Haben sie Kontakte zu Deutschen außerhalb der Unterkunft? Haben sie nicht, aber hätten sie gerne. Auch hier ist es ähnlich wie mit dem Deutschlernen: Deutsch sprechen gerne, Deutsch lernen weniger gerne? Wie passt das zusammen? Wir sind ratlos. Es ist eine Ratlosigkeit, die uns auch in den nächsten Kapiteln wieder beschäftigen wird.

Aber versuchen wir es mit einem anderen Thema: Was wissen Azadeh und Nasrin über ihre Rechte als Frauen in Deutschland? Sie wissen, dass sie selbst entscheiden könnten, ob sie arbeiten gehen wollen oder nicht. Sie wissen, dass der Umgang zwischen Männern und Frauen hier anders ist als in [REDACTED]. Sie wissen, dass man als Frau in Deutschland auch mit fremden Männern sprechen darf, ohne bestraft zu werden. Vor allem empfinden sie es als wohltuend, dass sie sich hier freier kleiden können ohne von Männern angestarrt zu werden.

„Selbst wenn man nackt wäre“, sagt Azadeh nach anfänglicher Schüchternheit ziemlich keck, würden deutsche Männer kaum hinschauen. Und was ist mit dem Kopftuch? Nasrin trägt Kopftuch, Azadeh hat es abgelegt. Das hat aber mit Religion nichts zu tun, betonen beide Frauen übereinstimmend. Azadeh konnte das Kopftuch ablegen, weil sie sich nicht mehr vor den Blicken der Männer schützen muss. Und Nasrin? Ihr Ehemann ist auch dafür, dass sie das

Kopftuch ablegt, weil es hier nicht sein muss. Doch Nasrin will daran festhalten. Für sie ist das Kopftuchtragen eine Gewohnheit, die sie nicht aufgeben möchte, weil es ihr Sicherheit gibt.

Wie geht es weiter mit den beiden jungen Frauen? Sie wünschen sich sehnlichst, endlich eine eigene Wohnung außerhalb der Wohnunterkunft zu finden. Sie empfinden das Leben in der Unterkunft als sehr belastend. Eine der beiden Familien musste sich die Wohnung mit einer alleinerziehenden Mutter teilen. Alle leiden darunter, wenn sie sich die Küche mit Fremden teilen müssen. Außerdem sind die Kinder der anderen Familien in der Unterkunft sehr laut.

Wenn es Streit gibt zwischen den Kindern, können die Mütter nicht vermitteln, weil ihnen die Sprachkenntnisse fehlen, um sich mit den anderen Eltern zu verständigen. Doch solange die Aufenthaltsgenehmigung fehlt, ist es fast unmöglich eine Wohnung zu finden. Aber wissen sie denn, was sie draußen erwartet, wenn sie die schützende Hülle der Unterkunft verlassen? Wie wollen sie allein zu Recht kommen, wenn niemand da ist, um für sie zu übersetzen?

Was sagt das UKMS dazu? Eine Mitarbeiterin des UKMS sagt, dass Frauen wie Azadeh und Nasrin nur eine vage Idee von ihren Rechten und Möglichkeiten in Deutschland haben. Sie wissen gar nicht, was das konkret bedeutet. „Das sind Fragen, die sie mit den ‚frühen Hilfen‘ besprechen. Da werden ganz einfache Sachen besprochen, dass Frauen und Kinder nicht geschlagen werden dürfen. Und wenn doch, dass man zur Polizei gehen kann und Hilfe bekommt. Da sind dann viele erstaunt. Es ist für viele von ihnen ganz normal, dass Männer ihre Frauen schlagen. Wenn sie hören, dass es hier nicht rechtens ist, dann lachen sie und sagen: ‚Bei uns ist das anders‘. Die Frauen wissen davon, aber sie realisieren nicht wirklich, dass sie ihre Rechte tatsächlich für sich in Anspruch nehmen könnten.“ (UKSM)

3.5 Alleinstehende junge Männer aus Syrien: „Heiratsengpass“?⁵

Hussein [REDACTED] und Hassan [REDACTED] stammen aus Syrien. Hussein ist [REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED] Die Wohnverhältnisse sind beengt, je zwei Mann teilen sich ein Zimmer, aber mehr Platz gab es zu Hause auch nicht. Doch das war die Familie und hier sind es Fremde. Es gibt Reibereien zwischen Afghanen und Syrern, der übliche Kleinstreit, nichts Dramatisches, aber es nervt.

Im Camp lernt Hussein andere junge Syrer kennen, darunter auch Hassan. [REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]

⁵ Der „marriage squeeze“, unter dem junge syrische Männer in der deutschen Diaspora leiden, lässt sich auch an nackten Zahlen ablesen: Von den Ende 2015 registrierten 366.566 syrischen Staatsangehörigen waren 247.328 männlich und 119.228 weiblich, bei einem Durchschnittsalter beider Geschlechter von Mitte zwanzig: [Uwe Hunger/Marlene Stiller/Jaromir Kröger: Die syrische Diaspora-Community in Deutschland \(PDF\)](#).

[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]

Hassan und Hussein haben andere Probleme mit dem Ankommen als Azadeh und Nasrin. Während die beiden jungen Mütter das Camp so gut wie gar nicht verlassen, kommen die beiden jungen Männer überall herum. Überall begegnen ihnen Deutsche, in der Sprachschule, auf der Straße, in Kaufhauspassagen, in öffentlichen Verkehrsmitteln, in Fitnessstudios. Aber sie kommen nicht in Kontakt mit Deutschen. Es bleibt bei oberflächlichen Begegnungen. Es will einfach nicht voran gehen mit der Sozialintegration.

Dafür lernen sie viele Landsleute kennen. Hussein ist gut vernetzt. Er hat über hundert Adressen von syrischen Flüchtlingen in seinem Smartphone gespeichert, zehn davon nennt er seine engeren Freunde. [REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]

Anders als die beiden jungen [REDACTED] Mütter arbeiten die beiden Syrer zielstrebig an ihrer Sprach- und Arbeitsmarkintegration. [REDACTED]

[REDACTED] Beide haben vor kurzem [REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED] Wenn ich genug gespart habe“, sagt er, „fahre ich auf Pilgerreise nach Mekka (*Hajj*)“.

Husseins [REDACTED] Ihm hat die freundliche Chefin [REDACTED]
[REDACTED] Er hat die Anerkennung seines Zeugnisses [REDACTED] beantragt und wartet nun auf einen Bescheid. Allerdings würde er lieber als [REDACTED] arbeiten. Ob dafür die Deutschkenntnisse schon ausreichen?

Anders als die beiden Afghaninnen leiden die beiden alleinstehende junge Männer vor allem darunter, dass sie ohne Familienanschluss und ohne Frau dastehen. Das Problem verschärft sich durch akuten „marriage squeeze“ unter den syrischen Flüchtlingen. So sagt man im Fachjargon, wenn auf eine heiratsfähige Frau ein Vielfaches an heiratsfähigen Männern kommt. Da bleibt einem alleinstehenden jungen Syrer schon aus statistischen Gründen nichts anderes übrig, als sich nach einheimischen Frauen und Mädchen umzusehen. Doch das ist leichter gesagt als getan. Wie soll man eine deutsche Frau finden, wenn es trotz passabler Deutschkenntnisse noch nicht mal für oberflächliche Kontakte mit deutschen Einheimischen reicht? Vielleicht müssen sich Hassan und Hussein zuerst an den Kulturschock einer Geschlechterordnung gewöhnen, die nicht auf sexueller Segregation, sondern auf Liberalität beruht?

Hassan berichtet, wie sehr er geschockt war im Sommer nach seiner Ankunft beim Anblick leicht bekleideter Mädchen, die ihm gegenüber in der S-Bahn saßen. Das war so schlimm für ihn, dass er aufstehen und sich umsetzen musste. Das kannte er so aus Syrien nicht. Das setzt

Ängste und Wünsche frei, schafft ungeahnte Möglichkeiten. [REDACTED]

[REDACTED] Hier hat sie ihr eigenes Geld vom BAMF und kann selbst entscheidend. Das wäre in Syrien nicht gegangen. Hassan ist verwirrt. Er würde schon eine deutsche Frau kennenlernen und heiraten. Aber er weiß nicht wie. Hussein möchte auch eine Deutsche heiraten. Aber er findet keine. Er meint er sei zu schüchtern. In Syrien helfen die Eltern den Kindern bei der Partnerwahl. Das gibt es hier nicht. Die Deutschen sagen, bei uns macht man das selbst. Wie soll man sich da zu Recht finden?

Wie lernt man eine deutsche Freundin kennen? Das ist eine der häufigen Fragen, die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen (nicht: Mitarbeitern) immer wieder gestellt wird. „Sie wollen alle gern eine deutsche Frau kennenlernen und irgendwann auch heiraten. Sie gucken auch deutsche Frauen gern an. Aber es ist eher schwärmerisch. Keiner traut sich, eine deutsche Frau anzusprechen. Sie sagen, deutsche Frauen hätten Angst vor ihnen wegen der Silvesterübergriffe.“ (Ehrenamt, BK) In Syrien würden sie vielleicht ihre Mütter vorschicken.

Aber hier? Im Camp wenden sie sich gern an lebenserfahrene Betreuerinnen mit ihren Problemen und bitten um mütterlichen Rat. „Viele junge Männer wollen wissen, wie sie eine deutsche Frau kennen lernen können. Sie sagen zu mir: ‚Ich suche eine Freundin. Sie fragen mich, wo man eine Frau kennen lernen kann. Ich sage, ich kann mit euch doch nicht in irgendeine Disko gehen! Das wäre ja albern. Ich sage, sie sollen erst mal rausgehen aus der Unterkunft in eine eigene Wohnung. Es besser ist, wenn sie eine eigene Wohnung gefunden haben. Wenn man sagen muss, man wohnt im Camp, ist das natürlich nicht so schön.“ (Ehrenamt, LH)

Wie lernen sich junge Leute heute in Syrien kennen? Ist das anders als in Deutschland? Omar [REDACTED] meint dazu, dass es in Syrien so ist wie in Deutschland. Dort lernen sich Mädchen und Jungen auch nicht anders kennen als hier. Stimmt das? Hussein widerspricht. Es trifft zwar zu, dass junge Frauen und Männer sich in der Großstadt auf dem Campus oder in Bistros oder Eiscafés oder auf öffentlichen Plätzen verabreden. In Kleinstädten oder Dörfern komme das allerdings kaum vor. Aber das ist gar nicht der Punkt.

Der Punkt ist folgender: Es ist aber ganz und gar nicht erlaubt, weder in Großstädten noch auf dem Lande, dass sich unverheiratete Paare heimlich und unbeaufsichtigt in einer Privatwohnung treffen. In Syrien kann man seine Freundin nicht zu sich nach Hause bringen so wie hier. Das wäre ein Skandal und eine große Schande für ihre Familie. Das ist dort auch von Staatswegen verboten und nach streng islamischem Moralverständnis sowieso. Wie soll man als junger Mann damit umgehen, wenn plötzlich erlaubt ist, was vorher streng verboten war?

Wie soll man sich verhalten, wenn man über unser kulturelles Verhaltensrepertoire der selbstbestimmten Annäherung der Geschlechter nicht verfügt? Wenn man deutschen Mädchen begegnet, die sich „schändlich“ verhalten, weil sie für sich dieselben Rechte herausnehmen wie junge Männer? Die Lösung des Problems könnte lauten: Kennenlernen ja, heiraten nein.

Die männlichen Bewohner, sagt eine Ehrenamtliche, „finden deutsche Frauen toll, weil sie so locker flockig durch die Gegend laufen. Bei ihren eigenen Frauen ist das schon wieder anders. Von ihren eigenen Frauen erwarten sie Unterordnung. Sie würden von einer deutschen Frau erwarten, dass sie sich anpasst und am liebsten auch noch Kopftuch trägt.“ (Ehrenamtliche,

LHStr) Das heißt aber auch: „Deutsche Freundinnen würden sie schon gerne haben. Aber heiraten wollen sie dann doch lieber eine Frau aus der Heimat.“ (UKSM)

„Deutsche Frauen haben ganz andere Ansprüche an das Leben und an die Männer,“ sagt eine Mitarbeiterin des UKSM. „Damit kommen viele überhaupt nicht zurecht“. Sie sehen, dass hier auch die Frauen arbeiten. Sie wollen von ihr wissen, warum sie in der Unterkunft arbeitet, statt zuhause bei ihren Kindern zu sein. Sie antwortet, dass sie arbeiten gehen muss, um leben zu können. Das verstehen die jungen Männer nicht. Dann wird sie von einem Bewohner auf ihre Kleidung angesprochen und gefragt, was denn ihr Ehemann dazu sagen würde.

Sie trägt für unsere Begriffe dezente Alltagskleidung: Hose und schmaler, langärmliger Pulli. Sie antwortet, dass sie das nicht wüsste, da sie ihren Ehemann nicht gefragt habe. Der Bewohner findet das dann sehr merkwürdig. „Es ist immer dasselbe Thema“, sagt sie. „Aber wie soll ich ihnen erklären, wie wir für unsere Freiheiten und für die Gleichberechtigung gekämpft haben?“ Sie möchte nicht den moralischen Zeigefinger heben, sagt sie, aber sie ist offenbar angefressen: „Wer damit gar nicht leben kann, kann hier nicht wohnen bleiben.“

Auch Hassan ist angefressen. [REDACTED]

Warum, fragt er, seid ihr nicht verheiratet? Weil ich mich jetzt noch nicht festlegen möchte, antwortet sie. Wie soll ich denn heute wissen, ob wir in zwei Jahren noch zusammen sind?

Hassan findet das ziemlich abartig und sagt es ihr auf den Kopf zu. [REDACTED]

[REDACTED] Sie fragt, wieso das denn? Du hast doch nur deine Meinung gesagt. Das ist völlig okay. Aber das war es dann auch schon. Gleichberechtigung artet offenbar nicht nur für fremde junge Männer in Stress aus, sondern auch für einheimische Frauen.

Und was sagt Hussein? Hussein hat die Hoffnung aufgegeben eine deutsche Freundin zu finden und zu heiraten. Er hält sich für zu schüchtern. Er hat auch schon davon gehört, dass junge Männer ihre deutschen Frauen zu sich ins Camp gebracht haben sollen. Ab und zu gibt es solche Gerüchte. Aber er weiß nicht, ob die Gerüchte stimmen oder ob sich jemand nur wichtig zu machen versucht. In seinem Bekanntenkreis ist das jedenfalls nicht vorgekommen. Jedenfalls hat er genug. [REDACTED]

[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED] ? Er kennt die Risiken, aber was bleibt ihm denn anderes übrig? Hier findet er ja doch keine Frau. Und wenn doch? Ratlos hebt er die Schultern. Wie soll er wissen, was die Zukunft bringt.

4 Willkommenscafés: Orte der Begegnung

Wenn wir uns am chronologischen Ablauf der Entwicklung ehrenamtlicher Angebote vom Herbst 2015 bis zum Frühjahr 2016 orientieren, können wir sehen, wie die in den turbulenten Anfangsmonaten der Flüchtlingswelle dominierenden Angebote der Erst- und Grundversorgung (Lebensmittelausgabe, Kleiderkammer) immer mehr in den Hintergrund treten und von Geselligkeits- bzw. Unterhaltungsangeboten überlagert und abgelöst werden. Wir können hier auch von einem Übergang aus der Versorgungs- in die Willkommenskultur sprechen.

Dabei können wir zwischen „strukturierten“ Freizeitangeboten (Nähkurse, Gärtnerei, Laufgruppe, Schachgruppe, Fahrradwerkstatt, Stadtführung, Trommelgruppe, Yoga etc.) und „unstrukturierten“ Begegnungs- und Gesprächsangeboten ohne Themenvorgabe (offene Treffs, zwanglose Kontaktaufnahme, Beratungsgespräche) unterscheiden. In diesem Kapitel geht es um die unstrukturierten, offenen Begegnungs- und Gesprächsangeboten der sogenannten „Willkommenscafés“, die in den Sozialräumen von Folgeunterkünften stattfinden.

Vorher aber wollen wir noch einen Blick auf die vielen spontanen Freizeitangeboten werfen, die im Sommer und Herbst 2015 wie Pilze aus dem Boden der Willkommenskultur schossen. Dazu heißt es vom UKSM: „Wir waren vor zwei Jahren vollkommen überrascht, wie die Ehrenamtlichen bei uns Schlange standen vor unserer Unterkunft. Das war eine richtige Schwemme. Wir hatten zu der Zeit über siebzig Ehrenamtliche, die dann alles gemacht haben, darunter viele Anwälte, Ärzte und Journalisten, die in der Nähe ihre Büros hatten, alle waren unglaublich aktiv. Sie sind mit den Flüchtlingen auf den Wochenmarkt gefahren, sie sind mit ihnen Joggen gegangen, haben ihnen die Stadt gezeigt, damit die wenigstens etwas zu tun hatten.“

Inzwischen sind diese Aktivitäten weitgehend wieder abgeflaut oder ganz eingeschlafen. Von hauptamtlichen Betreuern ebenso wie von ehrenamtlichen Helfern kann man hören, dass ehrenamtliche Freizeitangebote von der Gärtnerei bis zum Konzertbesuch mangels Nachfrage weitgehend aufgegeben wurden. Da wirkt es wie aus der Zeit gefallen, wenn uns berichtet wird, dass sich der Mitarbeiter eines Stadtteilzentrums noch zwei Jahre später, also im Herbst 2017, in einer Unterkunft beim UKSM meldete. Er brachte eine hilfsbereite junge Frau mit, die einen Näh- oder Bastelkurs für Flüchtlingsfrauen anbieten wollte. Wie soll man das bewerten? „Nice to have“, aber nicht wirklich integrationsrelevant – im Unterschied zu den „seriösen“ Angeboten der freiwilligen Sprach- und Arbeitsvermittlung?

4.1 Willkommenskultur, Begegnungskultur

Das Problem ist bloß, dass auch die „integrationsrelevanten“ Ehrenamtsangebote jenseits von Spaß und Spiel inzwischen auf der Kippe stehen könnten. Die Frage ist also, warum werden die Geselligkeits- und Freizeitangebote aus den Anfängen der Willkommenskultur inzwischen kaum noch angenommen? Was kann man gegen den Nachfrageschwund tun, was lässt sich daraus lernen? Diesen Fragen wollen wir am Beispiel der Begegnungs- bzw. Willkommenscafés mit ihren unstrukturierten, d.h. themenoffenen Kommunikations- und Beratungsangeboten genauer nachgehen. Willkommenscafés sind Orte der zwanglosen Begegnung und des offenen Zusammentreffens von deutschen Ehrenamtlichen und Flüchtlingen, aus denen mehr

entstehen kann, aber nicht entstehen muss. Was aus dem Kennenlernen entsteht, bleibt vorerst offen und schließt die Möglichkeit ein, auf Fortsetzung zu verzichten.

An Orten der zwanglosen Begegnung gilt zunächst der Grundsatz, dass sich jede und jeder jederzeit wieder ohne Begründung zurückziehen kann. Doch sobald sich ein Begegnungsort erst einmal als Sozialraum etabliert hat, zeichnen sich weitere und unter Umständen weiterreichende Möglichkeiten einer differenzierteren Nutzung ab. Dabei spielt die Unterscheidung zwischen Treffpunkten außerhalb und innerhalb der Unterkünfte eine Rolle: externe Nachbarschaftscafés verdanken ihre Gründung bisweilen einem Konflikt zwischen Unterkunftsmanagement und bürgerschaftliche Initiativen. Wenn Nachbarschaftsinitiativen der Zugang zu den Bewohnern oder die Nutzung von Sozialräumen verwehrt wurde, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich externe Räume zu besorgen, um von dort aus Kontakt mit den Bewohnern aufzunehmen und Angebote und Bedürfnisse abzugleichen (Vey & Sauer 2016: 18ff).

In den untersuchten Unterkünften ist uns nur ein einziger Fall einer (teilweisen) Verweigerung von Unterkunftsräumen durch das UKSM bekannt geworden. Dass es in den Unterkünften kaum zu den oben geschilderten Konflikten kam, könnte auch daran gelegen haben, dass dort ehrenamtsfreundliche Regelungen zur Nutzung von Räumen praktiziert werden. Insofern wurden externe Nachbarschaftscafés vielleicht aufgrund anderer Beweggründe geöffnet. Dabei sind das „Bunte Haus“ in Blankenese und „BaNotke“ an der Trabrennbahn zu nennen. Während die von Vey und Sauer erwähnten Konflikte, aus denen externe Nachbarschaftscafés entstanden, in die turbulente Gründungszeit neuer Ehrenamtsinitiativen im Sommer 2015 fielen, wurden das „Bunte Haus“ und BaNotke erst später gegründet (aber im Kulturzentrum Lurup war die selbstorganisierte Migrantengruppe im „Weltcafé“ schon lange vorher aktiv!).

4.2 „Buntes Haus“ und Sieversstücken

Die Einrichtung dieser beiden Lokalitäten könnte mit einer Neubesinnung zu tun haben, nachdem die Initiativen bereits konsolidiert waren und ihre ersten Erfahrungen gesammelt hatten. Insofern könnte man vielleicht von einer nachträglichen Reaktion auf schwierige Anfangserfahrungen sprechen. Am Beispiel „Buntes Haus“, das erst im Sommer 2017 eröffnet wurde, lässt sich das illustrieren. Das Bunte Haus bietet Platz für geselliges Kaffeetrinken, Gruppentreffen, Deutschkurse und sogar Arabischunterricht nach täglich wechselndem Belegungsplan. Es liegt in unmittelbarer Nähe der Kirche und entlastet damit auch die Räumlichkeiten der Kirchengemeinde, die der Initiative Sieversstücken ein „Heimrecht“ bietet.

Seine Hauptfunktion aber könnte sich darin erweisen, dass es mit der auch vom UKSM propagierten Devise ernst macht, den Geflüchteten ein attraktives Angebot zu bieten, um sie aus den Unterkünften herauszuholen und sie am Alltagsleben ihres Stadtteils teilhaben zu lassen. Das scheint im Fall der Unterkunft Sieversstücken, für die das Ehrenamt Blankenese eine selbstgewählte Verantwortung übernommen hat, besonders dringlich zu sein. Sieversstücken befindet sich in einer sozialräumlich randständigen Lage etwa drei Kilometer vom Ortskern Blankenese entfernt und ist damit für die Bewohner keineswegs umstandslos zu erreichen.

Was könnte das Bunte Haus trotz der Entfernung attraktiv machen für die Bewohner von Sieversstücken? Es könnte als Treffpunkt während des Wochenmarktes am Samstag besonders

interessant sein, zumal es am Samstag in Sieversstücken dann ohnehin keines der offenen Bewohnerfrühstücke gibt, die dort zweimal pro Woche angeboten werden. Auf ähnliche Weise wird nun am Samstagvormittag ein Kaffeetrinken mit Frühstück im Bunten Haus organisiert. Es finden sich nach Auskunft von freiwilligen Helfern etliche deutsche Mitbürger ein, aber kaum Flüchtlinge und Flüchtlingsfrauen. Eine von ihnen berichtet, dass sie drei Bewohnerinnen aus Sieversstücken im Auto mitgenommen hat, um ihnen das Bunte Haus nach seiner Eröffnung zu zeigen. Sie hatte gehofft, dass sie danach ihre Hemmungen überwinden und nun auch von sich aus dorthin gehen würden um an den Aktivitäten teilzunehmen.

Als sie die Frauen bei späterer Gelegenheit wieder trifft und ihnen wieder anbietet sie im Auto mitnehmen, lehnen alle drei mit freundlichen aber fadenscheinigen Ausreden ab. Die erste muss kochen, die zweite ist nicht richtig angezogen, die dritte fühlte sich heute nicht wohl. Sie will es trotzdem weiter versuchen, sagt die Helferin, aber es werde wohl nichts nützen. Wichtiger ist es, sagt sie, sich auch weiterhin beim wöchentlichen „Bewohnerfrühstück“ in der Unterkunft selbst zu engagieren. Vielleicht kann sie die Bewohnerinnen beim Frühstück in Sieversstücken dazu bewegen, sich von den ehrenamtlichen Helferinnen nicht nur bedienen zu lassen, sondern ihnen beim Brötchenbelegen zur helfen. Wenigstens helfen die Bewohnerinnen schon beim Tischdecken. „Das klappt mittlerweile ganz gut.“

4.3 Von der Versorgung zur Integration

Bemerkenswert daran ist, dass es sich um eine Kleinstinnovation handelt, die zur Trendwende von der Versorgungs- über die Begegnungs- zur Integrationskultur passt. In Alteinrichtungen wie Sieversstücken I haben hat sich die Tradition eines karitativ orientierten Ehrenamtes erhalten, dem es vornehmlich ums Behüten und Versorgen geht. Diese Tradition hat tiefe historische Wurzeln. Sie wurzelt im sozialetischen Leitmotiv einer universalen Barmherzigkeit.

Sie lebt vom Wunsch nach tätiger Linderung von Not und Leid durch Versorgung von Bedürftigen mit Nahrung, Kleidung und Unterkunft. Kleiderkammern und Lebensmittelausgaben wie die in Sieversstücken verkörpern die Ethik von Barmherzigkeit und Fürsorge in heutiger Zeit. Ganz praktisch heißt das: Die Bewohner bekommen eine Nummer, sie dürfen sich drei Sachen aussuchen, müssen wohl auch 1 oder 2 Euro dafür bezahlen, damit es eine Wertigkeit hat und ernst genommen wird. Und bei alledem wird von ehrenamtlichen Helfern genau darauf geachtet, dass alles korrekt zugeht.

Damit stellt sich folgende Frage: Wird durch die Praxis der ehrenamtlichen Nahrungs- und Kleidungsabgabe eine passiv machende Versorgungskultur gefördert, die in Erstaufnahmезentren unvermeidlich, aber in Folgeunterkünften kontraproduktiv ist? Könnte es sein, dass sich in der zuvor geschilderten Situation, in der sich ehrenamtliche Helferinnen und Flüchtlingsfrauen an einer problematischen Arbeitsteilung orientierten, in der die Rollen von aktiv Versorgenden und passiv Versorgten schematisch voneinander geschieden sind? Wird das Schema in Frage gestellt, als die „neue“ Helferin zum Kreis der Alteingesessenen hinzukommt und sich über ein ihr unverständliches Ritual von Dienen und Bedient werden wundert?

Wir vermuten, dass die geschilderte Beobachtung eine Trendwende anzeigt. Die Trendwende manifestiert sich auch darin, dass Kleiderkammern und Lebensmittelausgabestellen nur noch

in Alleinrichtungen mit jahrelang eingespielter Versorgungskultur beibehalten werden. In den zwischen 2014 bis 2016 neu eröffneten Folgeunterkünften wurde diese Praxis von vornherein weitgehend unterbunden. Zugleich wurden Kleider- und Nahrungsausgaben in Alleinrichtungen vom UKSM unter Bestandsschutz gestellt. Im UKSM werden die „deaktivierenden“ Effekte der Versorgungskultur, soweit wir Einblick gewinnen konnten, durchweg kritisch gesehen. Im ehrenamtlichen Denken und Handeln spielt die Differenz zwischen „karitativen“ und „aktivierenden“ Praktiken dagegen eine Nebenrolle und wird nur selten als Widerspruch thematisiert, den es zu bearbeiten oder aufzulösen gilt.

Was sich stattdessen zeigt, ist eine neue Kultur der Begegnung, in der sich mitfühlende Anteilnahme und offene Neugier mischen. Allerdings, und damit kommen wir wieder auf die Idee des Willkommenscafés als Ort der Begegnung zurück, findet „Begegnung“ im emphatischen Sinne dort eher nicht statt. So wie im geschilderten Fall, wenn ehrenamtliche Frauen beim Brötchenschmieren in der Küche unter sich bleiben, während Flüchtlingsfrauen, die sich gleichzeitig im Sozialraum aufhalten, ebenfalls nur „zusammenglucken“,

Auch wenn das unter-sich-Bleiben gute Gründe haben mag, geht es am Zweck eines Begegnungscafés vorbei. Doch wie soll man ins Gespräch kommen ohne Sprachkenntnisse? Das klappt oftmals nur, wenn die Kinder dazu kommen und für ihre Mütter übersetzen. Aber ob das genügt, um ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, dass es den Flüchtlingsfrauen ermöglicht im „direkten und persönlichen Kontakt ihr Leid mit anderen zu teilen“ (Vey und Sauer 2016: 12)? Ob es den freiwilligen Helferinnen erlaubt, ihre ehrliche Anteilnahme zu zeigen?

Während die Versorgungskultur im Bewohnerfrühstück von Sieverstücken noch durchaus lebendig ist, spielen Reminiszenzen an die sehr deutsche Leitkultur des „gemütlichen“ Kaffeetrinkens in anderen Unterkünften eher eine untergeordnete Rolle. Dort geht es nicht so sehr um Versorgung als vielmehr darum, soziale Begegnungsmöglichkeiten zwischen Deutschen und Flüchtlingen zu schaffen und für einen kontinuierlichen Gedankenaustausch zu sorgen (Hamann et al. 2016: 23). „Begegnungscafés“ begnügen sich dann nicht mit der Ermöglichung von diskontinuierlichen Zufallskontakten. Sie mutieren, wenn es gut läuft, zu Kristallisationskernen einer größeren Bandbreite an regelmäßig stattfindenden Aktivitäten. Dazu gehören Hausaufgabenhilfe, Gruppentreffen, Deutschunterricht, Rechtsberatung, Hilfe beim Ausfüllen von Formularen und Anträgen etc. (Dymarz et al. 2016: 46, Schiffauer et al. 2017: 239).

Damit an dieser Stelle kein Missverständnis entsteht: Wir müssen zwischen zwei Bedeutungen im Begriff des „Willkommenscafés“ unterscheiden: Ort und Angebot. Wenn wir von „Begegnungscafés“ sprechen, sind zunächst einmal die unstrukturierten, gestaltungs offenen Treffen gemeint, die von Ehrenamtlichen in den Gemeinschaftsräumen der Flüchtlingsunterkünfte an bestimmten Tagen und zu festen Terminen organisiert werden. Davon zu unterscheiden sind die ebenfalls in den Gemeinschaftsräumen stattfindenden strukturierten ehrenamtlichen Angebote, die sich auf gemeinsame Aktivitäten wie Deutschkurse, Kochgruppen, Nähgruppen, Trommelgruppen etc. beziehen. Wie sich zeigt, können auch die offenen Treffs „strukturierte“ Aktivitäten wie Hausaufgabenhilfe oder Fachberatungen einschließen. Dabei kommt es auch zu Begegnungen, aus denen Patenschaften und Freundschaften werden.

Willkommenscafés als Anlaufstellen für weiterreichende Begegnung? Willkommenscafés dienen auch als Kontaktbörsen für engere Bekanntschaften und Patenschaften. „Dort haben sich

insbesondere in der Anfangszeit einige der freiwillig Engagierten einzelne Bewohner gezielt ausgesucht und sich dann persönlich um sie gekümmert.“ (UKSM) Aus der Sicht einer Bewohnerin stellt sich das etwas anders dar. Sie hat im Willkommenscafé eine ältere Frau kennengelernt. Sie hat „uns zwei oder dreimal in unserer Wohnung besucht und wir haben ihr bei der Gartenarbeit geholfen.“ (Bewohnerin, BK) Damit hatte es dann aber auch sein Bewenden. Die Motiv- und Interessenlagen waren wohl auf beiden Seiten mehrschichtig. Wer sich um wen gekümmert hat, ist eine Frage, die wir hier einfach so stehen lassen können.

Wenn man annimmt, dass Flüchtlinge komplementäre Dissonanzen erleben im Umgang mit Ehrenamtlichen, nur eben unter umgekehrtem Vorzeichen, kann man sich vielleicht vorstellen, warum deren Interesse an Willkommens- und Begegnungscafés nachgelassen hat: „Das Café ist nicht mehr so frequentiert wie im letzten Winter (2016/17). Damals kamen noch viel mehr Bewohner, da war auch noch ein Tischkicker hier. Der war dann irgendwann weg. Und im Ramadan war es dann ganz leer.“ (Ehrenamt, LHStr)

Das sind offenbar Erfahrungen, wie sie auf diese oder ähnliche Weise in allen Folgeunterkünften gemacht werden. Es stellt sich die Frage, ob hier nur das offensichtlich wird, was viele Haupt- und Ehrenamtliche eigentlich schon längst gewusst hatten: Dass nur diejenigen die Cafés besuchen, „die eigeninitiativ sind und alle Möglichkeiten nutzen, die ihnen geboten werden.“ (Ehrenamt, LHStr) Und das sind überwiegend die anpassungsfähigen, ehrgeizigen jungen Männer und Frauen, die etwas werden wollen.

Was lässt sich daraus lernen und was sind die Konsequenzen? Wenn wir die Untersuchungsbefunde richtig deuten, so wird derzeit mit zwei Optionen experimentiert. Die erste Option ist die Einrichtung externer Nachbarschaftscafés. Sie reagiert auf die Befürchtungen von Integrationsbeauftragten, dass sich Geflüchtete in ihren Folgeunterkünften einigeln könnten anstatt sich nach draußen zu orientieren und in ihre Stadtteile zu gehen.

Dies ist die Option des Bunttes Hauses, eine mitten im Ortszentrum von Blankenese gelegene Location, die eigentlich eine ideale Anlaufstelle auch für Leute ist, „die nur mal kurz reinschauen“ möchten. Wenn am Samstag der Wochenmarkt stattfindet, könnte das Bunte Haus auch für Flüchtlinge zum gern besuchten Treffpunkt werden, zumal es in Sieversstücken dann ohnehin keine konkurrierenden Angebote gibt. Trotzdem finden sich vor allem Ehrenamtliche ein, aber kaum Flüchtlinge. Was daraus wird, bleibt offen.

4.4 Frauencafés: begrenzte Möglichkeiten

Die zweite Option reagiert auf das Problem der Gendersegregation. Wir hatten das Thema der „Aktivierbarkeit“ von Flüchtlingsfrauen im vorigen Kapitel am Beispiel der beiden jungen (■) Mütter erörtert. Es hat sich gezeigt, dass zu den offenen Cafés mancherorts nur Männer kamen, während „die Frauen draußen im Regen stehen und sich nicht hereintrauen“ (Ehrenamt, LHStr). Da musste etwas unternommen werden.

Die Konsequenz, die fast überall daraus gezogen wurde, war die Einrichtung besonderer Frauencafés (UKSM). So geschehen im Steenkamp. Dort hat die Nachbarschaftsinitiative der Notkestraße ihren Sitz und wird als e.V. für die Nutzung ihrer Räumlichkeiten vom Bezirk

bezuschusst. Dort findet jeden zweiten Freitag ein offener Frauentreff statt. Um die moralischen Zugangshürden für muslimische Frauen zu senken, wurden Männer ausgeschlossen.

Das Frauencafé wurde von den Bewohnerinnen zunächst nicht so gut angenommen. Es hatte mit Startschwierigkeiten zu kämpfen, obgleich es für die Bewohnerinnen der Folgeunterkunft ohne weiteres fußläufig erreichbar ist. „Die Hemmschwelle zum ersten Mal hinzugehen ist sehr groß“, sagt uns das UKSM. „Aber wenn sie erst ein oder zweimal dort waren und wenn die Nachbarin mitkommt, dann gehen sie auch von alleine dorthin.“

„Für viele [REDACTED] junge Mütter ist das ja schon ein totaler Akt die Unterkunft überhaupt zu verlassen. Es funktioniert aber ganz gut, wenn wir sie im Pulk durch die Gegend schicken, z.B. zur Hebammenbetreuung. In Gruppen fühlen sie sich wohl. Jetzt gehen sie auch schon mal alleine zu Arztterminen. Aber das war ein weiter Weg bis dahin.“ (UKSM) So hat es „Wochen und Monate“ gedauert, bis sich das Frauencafé einigermaßen etablieren konnte. Aus einer anderen Unterkunft wird dazu folgendes berichtet: „Wir haben den Ehrenamtlichen ihre Arbeit abgenommen und an den Wohnungstüren geklingelt, um für das Frauencafé zu werben. Ich hatte manchmal das Gefühl, dass ich eher für die Ehrenamtlichen gearbeitet habe als die für uns, weil wir ja nicht wollten, dass sie ihren Tisch da drüben ganz umsonst gedeckt haben.“

Wie es heute um die Frequentierung des Frauencafés bestellt ist, darüber gibt es unterschiedliche Auskünfte, die wir vor Ort nicht überprüfen konnten. So heißt es einerseits, dass „es dort immer voll“ sei. Aber andererseits ist auch von anhaltenden Akzeptanzproblemen und Teilnahmeschwund die Rede. Und da das Café als offener Treff auch den Bewohnerinnen aus zwei weiteren benachbarten Unterkünften offensteht, weiß niemand so genau, wer die häufig wechselnden Teilnehmerinnen sind, woher sie kommen, und wie viele es sind.

4.5 Wie das „Herz vom Holmbrook“ schlägt

Das weiß man allerdings im Holmbrook sehr genau und redet auch gern darüber. Wenn es denn überhaupt so etwas wie „Best Practices“ in der Integrationsarbeit mit Geflüchteten gibt, dann gehört das Café in der Folgeunterkunft Holmbrook auf jeden Fall dazu. Dass sich diese Studie näher damit befasst hat, ist übrigens einem Zufall geschuldet.

Nachdem wir uns in den anderen Folgeunterkünften bereits hinreichend mit der Theorie und Praxis von „Willkommenscafés“ als Orten der Begegnung vertraut gemacht hatten, sahen wir gegen Ende unsere Befragungen eigentlich keinen Grund mehr, uns noch einmal bestätigen zu lassen, was wir ohnehin schon zu wissen glaubten. Da hatten wir uns getäuscht. Als das „Herz vom Holmbrook“ schlug, erlebten wir eine Überraschung.

Allerdings hatten wir vorher schon davon läuten hören. Das gab den Anstoß, um dem Café nach einem ohnehin geplanten Besuch bei einer Flüchtlingsfamilie einen unangekündigten Besuch abzustatten. Und das ist der erste Eindruck beim Betreten des Cafés: Der Laden brummt. Drinnen herrscht ein unbeschreiblicher Lärm. Hier sind über dreißig Personen auf engstem Raum. Hier trifft sich alles, was in der Unterkunft lebt, Frauen und Männer, Alt und Jung, bunt gemischt; ohne Geschlechtertrennung, ohne Zugangsbeschränkung. Es herrscht drangvolle Enge. Alles redet wild durcheinander, es wird gestikuliert und gelacht. Und es wird

konzentriert gearbeitet und gemeinsam gegrübelt. Kurzum, hier findet Begegnung statt. Wer Fragen hat oder ein Schwätzchen halten möchte, findet hier Anschluss.

Auf den zweiten Blick löst sich das Durcheinander auf und nimmt Gestalt an. Verteilt im Raum sitzen oder stehen Gruppen und Grüppchen von Menschen. Überall wird gelernt und gelärmt. Wir sehen vergnügte Gesichter bei angeregter Unterhaltung, ernste Mienen über Bücher und Hefte gebeugt. In der Ecke hockt ein Schulmädchen, ins Malen vertieft. Von den um ihre Füße wuselnden Kleinkindern lässt sie sich nicht stören. Daneben sitzt eine stille junge Mutter mit ihrem Säugling im Arm, die dem Treiben zuschaut und froh ist, dass ihre älteren Kinder hier gut beschäftigt sind. Über alle die Grüppchen und Gruppen haben sich sieben Ehrenamtliche verteilt. Drunter auch eine Oberstufenschülerin, die mit einem zehnjährigen Mädchen lernt. Die Frage ist: Warum funktioniert hier so gut, was anderswo schlecht läuft?

Liegt es daran, dass es im Willkommenscafé vom Holmbrook laut und lärmig ist, dass hier eine zugleich entspannte und fröhliche Stimmung vorherrscht, dass es einen besonderen Mix aus Freizeit-, Beratungs- und Lernangeboten gibt oder dass die Organisation anders ist? Aber der Reihe nach. Zunächst unterscheidet sich die Organisation des Begegnungscafés von einigen anderen Angeboten darin, dass sie sich nicht als separate Frühstücks- oder Kaffee-AG eingerichtet wurde. Vielmehr hat sie sich aus der sogenannten Aktivitäten-AG heraus entwickelt.

Die Aktivitäten-AG hat die verschiedenen Angebote von der Rechtsberatung bis zur Freizeitgestaltung koordiniert und später in sich aufgesogen, ausgenommen von der Deutsch AG und der Mentoring-AG zur Ausbildungs- und Arbeitsvermittlung. So ist die Aktivitäten-AG nach und nach auf über 30 Personen angewachsen, während Rechtsberatung und medizinische Beratung als „strukturierte“ AGs mangels Nachfrage eingestellt wurden. Alle vier Monate organisiert die Aktivitäten-AG ein gemütliches Beisammensein mit allen Caféleuten zur Abstimmung allgemeiner Fragen, hauptsächlich aber zur Pflege des Sozialklimas.

Willkommenscafé Holmbrook

- Organisation: 3 Koordinatorinnen
- Mitglieder der AG: 30 ehrenamtliche Helfer
- Termine: jeden Montag und Donnerstag von 16 bis 18 Uhr
- Anwesend pro Termin: 25 Bewohner und 7 Helfer

Das Café ist zwei Mal in der Woche nachmittags für zwei Stunden geöffnet, jeweils Montag und Donnerstag von 16 bis 18 Uhr. Das Café-Team bzw. die Aktivitäten AG ist eine feste Gruppe und besteht hauptsächlich aus Frauen. Die Koordination liegt in den Händen von drei ehrenamtlich aktiven Frauen, die in unmittelbarer Nähe der Flüchtlingsunterkunft wohnen. Sie treffen sich in unregelmäßigen Abständen zum Informationsaustausch und zur Feinabstimmung. Ihr Aufgabe ist es, Anwesenheitstermine mit den übrigen Gruppenmitgliedern abstimmen und die Einsatzplanung festzulegen sowie gegebenenfalls flexibel nachzusteuern, falls sich kurzfristige Vakanzen ergeben sollten. Und wie sieht der Arbeitseinsatz vor Ort aus?

Von den drei Koordinatorinnen ist während der offiziellen Öffnungszeiten des Cafés immer mindestens eine anwesend. Außerdem sind noch zwei weitere Gruppenmitglieder für jeden

Termin fest eingeteilt. Das ergibt eine regelmäßige Mindestbesetzung von drei ehrenamtlichen Aktivistinnen. Außerdem hat es sich inzwischen so eingebürgert, dass immer auch noch zwei bis fünf weitere Ehrenamtliche außerplanmäßig zum Termin kommen, ohne eingeteilt worden zu sein. So war das auch bei dem oben beschriebenen Besuch, als noch vier weitere Ehrenamtliche zusätzlich zur Pflichtbesetzung anwesend waren.

So schlägt das „Herz vom Holmbrook“

- Reden, Lernen, Spielen: Kaffeetrinken ist Nebensache
- Hoher Lärmpegel: Niemand fühlt sich beobachtet
- Kurze Wege: zusätzliche Helfer kommen spontan
- Buntgemischt: keine Geschlechtertrennung
- Selbstverstärkung: Schüler als Praktikanten

Das zeigt, dass sich das Willkommenscafé nicht nur für die Bewohner, sondern auch für die ehrenamtlichen „Holmbrooker“ zu einem Treffpunkt von starker Anziehungskraft entwickelt hat. Es schafft ungeahnte Möglichkeiten, „mitten im Trubel des Cafés ganz nah an den Bedarfen und Problemen der Geflüchteten zu sein.“ (UKSM) Dabei gibt es immer genug zu tun, wie unsere Interviewpartner berichten, z.B. Kindern und Erwachsenen bei Hausaufgaben helfen, Fragen vom Job-Center beantworten, schwer verständliche Smartphone-Verträge erklären. So sind dem Café ganz ohne sein Zutun mehr und mehr Aufgaben zugewachsen – vor allem Aufgaben des Deutschunterrichts, obgleich sich der ehrenamtliche Deutschunterricht, die zweite Säule des Holmbrook, nach wie vor einer relativ lebhaften Nachfrage erfreut.

Zur Konzentration von „sachfremden“ Aufgaben bei der Aktivitäten-AG hat auch das „Verweismanagements“ des UKSM beigetragen. Bei Fragen oder Problemen aller Art verweisen die Mitarbeiter des UKSM die Bewohner gerne an das Café. Das tun sie, laut Auskunft von Ehrenamtlichen, auch dann, wenn es sachlich sinnvoller wäre, sie direkt zu den AGs mit strukturierten Angeboten und entsprechenden Sachkompetenzen zu schicken und so das Café zu entlasten. Das steht auf der Negativseite. Auf der Negativseite steht auch die begrenzte Erreichbarkeit der Bewohner. Wie andernorts auch, wenngleich in deutlich geringerem Ausmaß als in anderen Unterkünften, gibt es auch hier etliche Bewohner, die unerreichbar bleiben und gar nicht kommen, aus Gründen die wir nicht kennen.

Auf der Habenseite steht dagegen, dass viele Bewohner zu Stammgästen geworden sind und enorm profitiert haben vom Holmbrooker Willkommenscafé. Auf der Habenseite steht auch die Geschlechterdurchmischung, die sich offenbar ohne viel Federlesens bewährt hat. Am Anfang kamen allerdings deutlich weniger Frauen, und wenn sie kamen, haben sie das Café zunächst kaum genutzt, um zu bleiben. Sie sind nur ganz kurz gekommen um ihre Kinder zum Spielen abzugeben und sind dann gleich wieder gegangen.

„Das war aber nicht die Idee vom Café“ (Ehrenamt, HB). Dabei fehlt es an Ehrenamtlichen, die sich mit den Kindern hätten beschäftigen können. Und schließlich ist der verfügbare Sozialraum sowieso viel zu klein zum Spielen. Das ist der wichtigste Wunsch für 2018: einen zweiten Sozialraum zu bekommen, da der vorhandene, wie überzeugend demonstriert, am Tag des Willkommenscafés aus allen Nähten platzt.

Was wurde erreicht, welche Wünsche sind offengeblieben? Eine bemerkenswerte Errungenschaft des Willkommenscafés sind seine Schülerpraktikanten. Wenn wir richtig informiert sind, verfügen die Holmbooker diesbezüglich über kein Alleinstellungsmerkmal (in Sieverstücken gibt oder gab es auch welche, wenngleich nicht so nah am Geschehen). Im Herbst 2017 starteten wieder 10 neue Praktikanten aus den neunten Klassen eines Gymnasiums, das mit der Aktivitäten-AG gut vernetzt ist.

Im kommenden Herbst 2018 sind schon alle vorgesehenen 12 Praktikumsplätze vergeben. Die Schüler sollen sich für ein halbes Jahr im Café engagieren und den Bewohnern vor allem bei den Hausaufgaben in der 1:1 Betreuung helfen. Ob die Praktikanten dem Café später auch als Studenten dem Herzen vom Holmbrook treu bleiben werden?

5 Deutschunterricht: Der Schlüssel zur Integration

Der kategorische Imperativ der aktuellen Flüchtlingsdebatte lautet: Die Sprache ist der Schlüssel zur Integration (vgl. u.v.a. Schiefer und Schu 2017: 5). Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ohne Erwerb der deutschen Sprache ist nicht möglich. Darum muss es eigentlich heißen: Der Deutschunterricht ist der Schlüssel zur Integration. Eine Integrationspolitik, die diesen Namen verdienen will, muss sich vor allem daran messen lassen, ob es ihr gelingt die für den Spracherwerb benötigten Ressourcen zu mobilisieren und effektiv einzusetzen.⁶

Deutschunterricht für Zuwanderer wird auf drei Feldern angeboten (Dymarz et al. 2016: 43): Im regulären Schulunterricht, in den Deutsch- und Integrationskursen des BAMF, und von ehrenamtlichen Initiativen. Dass der Deutschunterricht eine ganz herausragende Rolle unter den ehrenamtlichen Angeboten einnimmt und einnehmen muss, gilt als ausgemacht.⁷ Das belegt auch unsere eigene Untersuchung. Danach hatte der Deutschunterricht im Angebotsspektrum in den von uns untersuchten Nachbarschaftsinitiativen den stärksten Zulauf. Doch welche Rolle spielt er im Verhältnis zum regulären Schulunterricht und den Kursen des BAMF?

Anders gefragt: Wie positionieren sich ehrenamtlichen Deutschlehrer neben und zwischen dem Schulunterricht und den Kursen des BAMF, um sinnvoll zum Spracherwerb von Flüchtlingen beizutragen? Während die ehrenamtlichen Geselligkeits- und Begleitungsangebote in den Folgeunterkünften weitgehend konkurrenzlos dastehen, verhält es sich mit Angeboten der Sprachvermittlung anders. Besteht für ehrenamtliche Nachbarschaftsinitiativen vor Ort (wie auch für „extern“ organisierten ehrenamtlichen Deutschunterricht durch Einrichtungen wie Embassy of Hope, Sprachbrücke, Dialog in Deutsch, Flaks, Hayatt etc.) das Risiko, dem

⁶ „Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die sich aus den Erfahrungen der OECD-Länder mit der Integration von Flüchtlingen ziehen lässt, ist die Bedeutung frühzeitig greifender Maßnahmen (OECD, 2014). Die wohl wichtigste Kompetenz, die Flüchtlinge erwerben müssen, sind Kenntnisse der Sprache des Aufnahmelandes, da es stichhaltige Belege dafür gibt, dass Kenntnisse der Sprache des Aufnahmelandes die Wahrscheinlichkeit, einen Arbeitsplatz zu finden, drastisch erhöhen, sobald sie ein fortgeschrittenes Niveau erreicht haben.“ (Degler und Liebig 2017: 38; Damas de Matos und Liebig, 2014).

⁷ Deutschunterricht gilt als zentrale Aufgabe des freiwilligen Engagements: „In allen Interviews, unabhängig von der Größe der Kommune und der Initiative, wurde der Deutschunterricht als ein Kernbereich der Aufgaben der Ehrenamtlichen benannt.“ (Hamann et al. 2016: S.24) -- „Die sprachliche Unterstützung der Ehrenamtlichen wird auch von Flüchtlingen selbst am stärksten als Hilfe wahrgenommen und entsprechend hoch bewertet: 60% der erwachsenen Flüchtlinge erwähnen, dass die Ehrenamtlichen insbesondere zu ihrer sprachlichen Integration beigetragen haben.“ (Misun Han-Broich 2012: 139f)

Kursprogramm des Bundesamts ins Gehege zu geraten?

Als das staatlich finanzierte Kursprogramm nach der Jahreswende 2015/2016 massiv ausgebaut und erweitert wurde, gerieten die zivilgesellschaftlichen Angebote des Deutschunterrichts nach Auskunft der von uns Befragten zusehends unter Druck. Im Verlauf des Jahres 2016 verloren sie immer mehr Schüler, viele ehrenamtlichen Deutschlehrer in unseren sechs Folgeunterkünften gaben enttäuscht wieder auf. Hatten sie übersehen, dass sie mit den Kursen des BAMF in einen unbeabsichtigten Wettstreit geraten könnten?

5.1 „Konkurrenz“ mit den Deutsch- und Integrationskursen des BAMF

Im Herbst 2015 waren die offiziellen Deutschkurse mit der plötzlich anspringenden Nachfrage ziemlich überfordert. Es kam zu erheblichen Angebotsengpässen, die bis zum nächsten Sommer 2016 und darüber hinaus andauern sollten. Da traten die ehrenamtlichen Initiativen mit ihren improvisierten Sprachangeboten auf den Plan und retteten die Lage. „Ohne uns wäre das schiefgegangen“, so der Tenor unserer Interviews mit ehrenamtlichen Deutschlehrern.

Diese Einschätzung ist einigermaßen realistisch. Da muss sich der ehrenamtliche Deutschunterricht auch nachträglich keine Naivität vorwerfen lassen. Dass die offiziellen Kurse mit mächtigen Ressourcen ausgestattet waren, „Geld“ und „Verpflichtung“, war bekannt. Dass diese Ressourcen dem auf Freiwilligkeit beruhenden ehrenamtlichen Deutschunterricht nicht zu Gebote standen und stehen würden, war den ehrenamtlichen Deutschlehrern auch bekannt.

Daher konzentrierten sie sich, wie schon in den weniger turbulenten Zeiten davor, auf niederschwellige Komplementärangebote zum offiziellen Deutschkursprogramm. Die Idee war, die offiziellen Kurse durch ergänzende Dialog- und Konversationsangebote oder Nachhilfeunterricht zu flankieren und dadurch den Lernerfolg lernschwacher, bildungsferner Migranten abzusichern. Konkurrenz, so die Erwartung, würde sich bei komplementäreren Angeboten weitgehend vermeiden lassen. Da hat es die Deutschlehrer der sechs Nachbarschaftsinitiativen schon ziemlich kalt erwischt, als ihnen die Schüler im Sommer 2016 scharenweise davonliefen.

Erst allmählich begannen sie zu realisieren, dass die friedliche Koexistenz zwischen verpflichtender und freiwilliger Teilnahme immer brüchiger wurde. Es entstand eine Lage, in der die freiwilligen Deutschlehrer sich neu sortieren mussten. Dass ihre Kollegen an den kommerziellen Sprachschulen genauso bunt und aus allen möglichen Berufssparten zusammengewürfelt waren wie sie selbst, war nicht das Problem. Dass ehrenamtliche Deutschlehrer vor Ort im Unterschied zu den schlecht bezahlten Honorarkräften an den frisch aus dem Boden gestampften Sprachschulen unentgeltlich arbeiteten, war auch zu verschmerzen. Doch dass die offiziellen Deutschkurse über Ressourcen der sanktionsbewährten Verpflichtung zur Teilnahme verfügten, stürzte den freiwilligen Deutschunterricht dann in die Krise.⁸

⁸ „Seit 2005 gibt es auf der Grundlage des Zuwanderungsgesetzes Integrationskurse“ (Hamann et al. 2016: 24) zur Vermittlung von Sprache, Rechtsordnung, Geschichte und Kultur“ (Johansson, Schiefer, Andres 01-2016: 27). Damit wurde „ein Anspruch bzw. eine Verpflichtung zur Teilnahme“ für Geflüchtete mit guter Bleibeperspektive eingeführt, der mit der Flüchtlingsbewegung vom Sommer 2015 teilweise zu erheblichen Angebotsengpässen führte. (Dymarz et al. 2016: 11). Dabei gilt, dass „geflüchtete Menschen mit prekärem Aufenthaltsstatus ... von dieser Förderung ausgeschlossen sind (Brahim/Flach/Krause 2014: 164; Beckmann-Schulz 2014: 177; Bretl/Kraft 2008: 56).“ (Johansson, Schiefer, Andres 01-2016: 27)

Ist die Krise des ehrenamtlichen Deutschunterrichts darin begründet, dass die durch finanzielle Leistungskürzungen erzwungene Teilnahmepflicht der offiziellen Kurse und die freiwillige Teilnahme an ehrenamtlichen Sprachangeboten unvereinbar sind? Solange die Freiwilligkeit des ehrenamtlichen und die Unfreiwilligkeit des offiziellen Deutschunterrichts sich friedlich ergänzten, konnte der Widerspruch latent bleiben. Solange durfte man glauben, dass sich die Freiwilligkeit auch weiterhin als Motivationsprinzip bewähren würde.

Aber als die Schüler dann wegblieben und zum offiziellen Kursprogramm überliefen, geriet das hoch gehaltene Freiwilligkeitsprinzip des ehrenamtlichen Unterrichts in eine gefährliche Schieflage. Die Schieflage kam daher, dass das Prinzip der Freiwilligkeit für Schüler und Lehrer zwei verschiedene Bedeutungen hatte, die mehr und mehr in Konflikt gerieten. Freiwilligkeit für Flüchtlinge bedeutete, dass sie dem Unterricht fernbleiben konnten ohne Sanktionen befürchten zu müssen. Und sie machten zur Enttäuschung der Lehrer auch Gebrauch davon. Und die Lehrer? Auch sie kamen freiwillig zum Unterricht ohne Sanktionen fürchten zu müssen.

Doch hatten sie erstmal die Verantwortung für einen Deutschkurs übernommen, dann standen sie auch dazu. Und dasselbe hatten sie insgeheim wohl auch von Schülern erwartet, die in ihren Deutschunterricht mit dem festen Vorsatz kamen zu lernen. Hatten sie sich auf die Auskunft einschlägiger Befragungen verlassen, dass es den Geflüchteten ein „zentrales Bedürfnis“ (Vey, Sauer 2016: 24, Schiefer, Schu 2017: 5) sei die deutsche Sprache zu lernen? Dass den Geflüchteten „die verbesserte Kommunikation mit der Mehrheitsbevölkerung“ (Niedrig 2002: 19f; Hentges, Staszczak 2010: 127, zitiert nach Johansson, Schiefer, Andres 2016: 41) und „die Orientierung im Alltag“ (Vey, Sauer 2016: 11) ein wichtiges Anliegen sei?⁹

5.2 Sind Sanktionsregeln gerechtfertigt?

Das war der Zwiespalt der ehrenamtlichen Deutschlehrer: Wollten sie den Geflüchteten auf Augenhöhe begegnen, so mussten sie ihnen das Recht auf Freiwilligkeit zubilligen. Wollten sie vernünftigen Unterricht machen, mussten sie von ihren Schülern die Bereitschaft zur verbindlichen Teilnahme verlangen. Um das Problem auch noch aus einer anderen Perspektive zu beleuchten, haben wir nach der sanktionsbewährten Verbindlichkeit der offiziellen Deutschkurse gefragt. Allen drei Gruppen wurde die Frage gestellt, was sie von der Teilnahmepflicht und den Sanktionsregeln der offiziellen Deutsch- und Integrationskurse halten.

Die Frage lautete: Befürworten Sie finanzielle Leistungskürzungen des Jobcenters, wenn ein Flüchtling sich weigert am offiziellen Deutschkurs teilzunehmen? Von den Mitarbeitern des UKSM hatten wir erwartet, dass sie durchweg zustimmen würden. Das war auch tatsächlich der Fall. Vom Antwortverhalten der Bewohner hatten wir vorab nur vage Vorstellungen, wie sie antworten würden. In den Bewohnerinterviews zeigte sich dann, dass die Lernstarken zustimmten, während Lernschwächere einer Antwort auszuweichen versuchten.

Und was hatten wir von den Ehrenamtlichen erwartet? Von ihnen hatten wir erwartet, dass sich ihre Antworten an der Sanktionsfrage „polarisieren“ würden, die Hälfte dafür, die Hälfte

⁹ „Zusammengefasst haben die Geflüchteten den größten Unterstützungsbedarf, wenn es um einen niedrigschwelligen und offenen Austausch mit der lokalen Bevölkerung, die Teilhabe an der deutschen Gesellschaft und die Erweiterung der Handlungsfähigkeit geht.“ (Vey und Sauer 2016: 11)

dagegen. Aber das war nicht der Fall. Vielmehr wurde die Sanktionsfrage zu unserer Überraschung auch von den Ehrenamtlichen durchweg mit „Ja“ beantwortet. Auf Nachfrage erwies sich das „Ja“ dann aber als facettenreich und wurde unterschiedlich akzentuiert und begründet. Wenn man sich die diversen Akzente und Argumente genauer anschaut, zeichnen sich vier Antwortmuster ab: (1) Leistung und Gegenleistung, (2) Ethos der Verlässlichkeit, (3) Spracherwerb als kategorischer Imperativ, (4) Kritik am Kursprogramm des BAMF.

(1) Ökonomie von Leistung und Gegenleistung

Das Argument des Tauschgeschäfts von Leistung und Gegenleistung wird von älteren Ehrenamtlichen vorgetragen, die selbst nicht als Deutschlehrer tätig sind. Sie finden, dass die Geflüchteten eine Bringschuld haben. Es ist eine Frage der Leistungsgerechtigkeit, dass geflüchtete Zuwanderer, die in Deutschland aufgenommen und von uns als Steuerzahlern unterstützt werden, etwas von dem, was sie bekommen, wieder zurückgeben sollen. Geld gegen Leistung, wie im Geschäftsleben. „Da könnte man schon strenger sein. Im Grunde bekommen sie ja auch viel Geld. Ein junger Mann bekommt 400 € geschenkt, plus Wohnung geschenkt vom Staat“, so heißt es von ehrenamtlicher Seite. „Wenn jemand am Sprachkurs nicht teilnimmt, obwohl der Platz bezahlt und freigehalten wird“, sind Sanktionen „absolut angebracht“. Man sollte „die Leute nicht in Watte packen, aber man sollte auch mit Verständnis rangehen.“

(2) Ethos der Verlässlichkeit

„Ich finde Sanktionen völlig in Ordnung. Ich glaube wir müssen ein wenig Druck machen, dass die Termine auch eingehalten werden.“ Das sagt ein ehrenamtlicher Deutschlehrer und bezieht sich zunächst auf die BAMF-Kurse. Dann kommt er übergangslos auf seinen eigenen Unterricht zu sprechen. Es geht ihm um Zuverlässigkeit. „Für mich ist der Unterricht ein fester Termin. Ich bin immer mit meinem Tandempartner hier. Die Bewohner können sich fest darauf verlassen: Hier findet Unterricht statt. Das ist sowas Verlässliches. Das ist typisch deutsch.“

Wir sind ja alle berufstätig gewesen. Die Lehrer hier sind das krasse Gegenteil von den Flüchtlingen. Wenn ein Lehrer eingeteilt ist, kommt der immer oder sorgt für eine Vertretung. Durch die Doppelbesetzung kann man ja auch mal wegfahren. Aber wenn jemand zugesagt hat, dann kommt der auch. Ich habe es noch nie in den anderthalb Jahren erlebt, dass einer von uns sich nicht an die Absprache gehalten hat. Die Bewohner sollten in die Pflicht genommen werden, damit sie regelmäßig zum ehrenamtlichen Unterricht kommen.“

(3) Spracherwerb als integrationspolitischer Imperativ

Dann gibt es diejenigen, die nicht ökonomische oder moralisch, sondern politisch argumentieren. Gefragt, ob es richtig ist, dass die Teilnahme an Deutsch- und Integrationskursen gegebenenfalls mit Sanktionen durchgesetzt wird, antwortet eine Deutschlehrerin: „Das halte ich für sinnvoll. Denn ohne Deutschkenntnisse werden sie hier nicht leben können. Deutsch als Grundlage ist total wichtig. Darum finde ich Leistungskürzungen richtig, wenn sich jemand verweigert. Bei älteren oder traumatisierten Bewohnern, die vielleicht nicht mehr lernen können, ist das etwas anders. Aber bei den jüngeren ist das für mich gar keine Frage.“

Dabei wird auch betont, dass wir die Fehler, die in der Vergangenheit mit türkischen Einwanderern gemacht wurden, nicht wiederholen sollten. Darum ist klar, dass die Flüchtlinge von Anfang an die deutsche Sprache lernen müssen: „Das muss schon durchgezogen werden. Und darum nützt auch nichts, die Leute in Watte zu packen und zu betütern. Wer herkommt und

hier zufrieden und glücklich leben will, der muss Deutsch lernen.“ (UKSM)

(4) Kritik am Kursprogramm des BAMF

Integrationspolitische Akzente setzt auch die vierte Gruppe, die ihre Zustimmung zu Sanktionen mit Kritik am Kursprogramm des BAMF verbindet. Dazu eine Deutschlehrerin: „Entscheidend für die Integration ist die deutsche Sprache. Wer dafür länger braucht, hat es schwer. Es gibt immer auch Leute, die den kleinen Tritt in den Hintern brauchen, egal ob Deutsche oder Afghanen oder sonst wer. Also, die Grundvoraussetzung ist schon die Sprache. Es ist klar, dass sie die Kurse besuchen müssen. Da ist schon die Voraussetzung, dass das nicht freiwillig sein kann. Da muss man sagen, die Flüchtlinge haben ja jetzt auch die Zeit dafür. Aber gleichzeitig müsste man die Güte der offiziellen Kurse überprüfen.“ Das große Problem liege darin, dass die Sprachschulen keine Eingangstests vornehmen.¹⁰ So werden „Schnellerner“ mit „Langsamlernern“ zusammen unterrichtet, obwohl es Parallelklassen gibt. Solange das so ist, bleiben „Langsamler“ auf der Strecke, bildungsferne Eritreer oder Afghanen mit geringer Schulbildung, weil die Lehrer ihr Pensum durchziehen müssen.

Es soll aber auch noch eine Gegenstimme (von insgesamt drei) zu Wort kommen. Das „Nein“ zu Sanktionen wird hier mit der Notwendigkeit zu differenzieren begründet. Bevor Sanktionen verhängt werden, sollte das Jobcenter genauer prüfen, welches Problem dahinterstecken könnte: „Ich weiß nicht, inwieweit die Leute aus den Jobcentern dann mit den Geflüchteten in Ruhe ins Gespräch gehen und ob sie auch in der Lage sind, deren Probleme zu erfassen. Von daher bin ich nicht für Leistungskürzungen. Die meisten Geflüchteten wollen ja lernen. Ich kenne nur eine einzige Frau, die den Integrationskurs nicht machen wollte. Der ging es gesundheitlich und psychisch sehr schlecht. So eine Frau müsste man erstmal heranzuführen an den regulären Deutschunterricht. Und das könnte man mit ehrenamtlichen Freiwilligen machen.“ (UKSM)

5.3 Rückgang der Schülerzahlen: Ursachen und Konsequenzen

Ist es den ehrenamtlichen Deutschlehrern gelungen, eine angemessene, zufriedenstellende und wirkungsvolle Rolle neben den offiziellen Deutsch- und Integrationskursen zu finden? Wir wollen zunächst im Überblick darstellen, wie sich der Deutschunterricht in den sechs Folgeunterkünften zwischen Herbst 2015 und Herbst 2017 in Zahlen entwickelte. Danach sahen sich die Deutsch AGs ab Herbst 2016 einem verstärkten „Wettbewerbsdruck“ durch die Deutsch- und Integrationskurse des BAMF ausgesetzt. Kam es zu einer Bestandsgefährdung der Deutsch AGs? Wir wollen untersuchen, wie sich die ehrenamtlichen Lehrer auf die Probleme und Risiken einstellten und welche Antworten sie auf die Herausforderungen zu geben versuchten.

¹⁰ Dass diese Idee nicht neu ist, lässt sich bei Dymarz et al. nachlesen. Ob sie auch praktiziert wird, ist dort allerdings nicht zu erfahren: „Das von der REGE verabschiedete Sprachförderkonzept beinhaltet die Koordination kommunal finanzierter Einstiegssprachkurse an zwölf Standorten und acht ergänzender Sprachtreffs, die von Ehrenamtlichen unterstützt werden. Das beinhaltet auch ein ‚Sprach-Profilings‘ (Sprachkompetenzerfassung der Geflüchteten) bereits während der kommunalen Sprachförderung.“ (Dymarz et al. 2016: 46)

Übersicht 5: Deutschunterricht: Angebote 2016

	Deutsch AG Koordination	Schüler pro Woche	Lehrer total	Termine pro Woche	Lehrer pro Termin
August-Kirch-Straße	--	2016: 30	2016: 8	2016: 4	2
Blomkamp	--	?	2016: 7	?	1
Holmbrook	3	2016: 70	2016: 30	2016: 8	2 bis 3
Luruper Hauptstraße	1	2016: 70	2016: 10	2016: 10	1
Notkestraße	1	2016: 60	?	?	?
Sieversstücken II	2	2016: 80	2016: 30	2016: 10	2 bis 3

Die Übersicht zeigt die Lage des Deutschunterrichts zum Zeitpunkt des voll ausgebauten Angebots im Sommer 2016. Die Zahlen beruhen auf Schätzwerten unserer Interviewpartner. Danach gibt es deutliche Unterschiede zwischen den sechs Unterkünften. Die Teilnehmerzahlen reichen von 30 Unterrichtsbesucher (Schüler) verteilt auf wöchentlich 4 Unterrichtstermine (BK) bis zu 80 Unterrichtsbesuchern verteilt auf wöchentliche 10 Unterrichtstermine (SSt II). Die Anzahl der Lehrer reicht von unter 10 (AKS, BK, mit kleineren Schülerzahlen) bis zu 30 (bei entsprechend größeren Schülerzahlen). Die vier größeren Lehrergruppen (HB, LHStr, NStr, SSt) sind als AGs mit eigenen Koordinatoren organisiert, die beiden kleineren Lehrergruppen kommen ohne Koordinatoren aus. Wie die nächste Übersicht zeigt, sind die Deutschkurse in allen Folgeunterkünften binnen eines Jahres mehr oder weniger stark eingebrochen.

Übersicht 6: Schüler- und Lehrerschwind 2016/2017

	Schüler pro Woche	Lehrer total	Termine pro Woche	Relation Schüler : Lehrer
August-Kirch-Straße	2016 30 2017 5	2016 8 2017 4	2016 4 2017 2	2016 4 : 1 2017 1 : 1
Blomkamp	?	2016 7 2017 3	?	?
Holmbrook	2016 70 2017 20	2016 30 2017 20	2016 8 2017 6	2016 2 : 1 2017 1 : 1
Luruper Hauptstraße	2016 70 2017 10	2016 10 2017 3	2016 10 2017 3	2016 7 : 1 2017 3 : 1
Sieversstücken II	2016 80 2017 15	2016 30 2017 20	2016 10 2017 7	2016 3 : 1 2017 1 : 1

Wie die Tabelle zeigt (eigene Berechnungen nach Auskunft von Befragten), sind die Zahlen der Schüler, Lehrer und Kurse von Sommer 2016 bis Herbst 2017 in allen sechs Unterkünften stark rückläufig. Dabei sticht der vor allem der Rückgang der Schülerzahlen hervor, der durchschnittlich etwa 80% beträgt. Die überwältigende Mehrheit der Schüler kehrt dem Deutschunterricht also nach anfänglicher Beteiligung wieder den Rücken. So in der August-Kirch-Straße: „Am Anfang hatten wir bis zu zehn Schüler bei jedem Termin. Jetzt kommen nur noch

zwei oder drei Schüler“ (AKS, Ehrenamt). In Sieversstücken, wo eine anonyme Teilnehmestatistik geführt wird, kamen im Juni 2016 etwa 80 (wechselnde) Teilnehmer pro Woche zu 10 Unterrichtsterminen. Im August 2017 waren es pro Woche dann nur noch 14 Teilnehmer bei einem reduzierten Kursangebot von 7 Wochenterminen.

Dabei lassen sich keine durchschlagenden Unterschiede zwischen den sechs Unterkünften beobachten. Selbst im Holmbrook ist es trotz Öffnung der Deutschkurse auch für Nicht-Bewohner und trotz weitgehender Umschichtung von „internen“ auf „externe“ Schüler nicht gelungen den Abwärtstrend zu stoppen: „Am Anfang kamen bis zu 20 Schüler und 5 Lehrer zu jedem Termin, heute sind es nur noch 5 Teilnehmer und 2 oder 3 Lehrer“ (HB, Ehrenamt). Wie gingen die Lehrer damit um, dass ihnen die Schüler davonliefen? Traten sie nun ihrerseits den Rückzug an oder blieben sie trotz der Enttäuschung bei ihrem Engagement?

5.4 Bestandsgefährdung: Deutschunterricht in der August-Kirch-Straße

Dass der Rückzug der Schüler etwas mit der Eröffnung der offiziellen Deutsch- und Integrationskurse zu tun haben könnte, kam den Lehrern offenbar erst allmählich zu Bewusstsein. Etliche traten nun ihrerseits den Rückzug an. Der Lehrerschwund blieb aber mit 40% klar hinter dem Schülerschwund von 80% zurück. Von 85 ehrenamtlichen Lehrern waren anderthalb Jahre später immerhin noch 50 Personen ihrem Engagement treu geblieben. Interessanterweise konnten sich die mitgliederstarken Lehrergruppen (HB, SSt) dabei deutlich besser behaupten als die kleineren Gruppen (AKS, BK, LH), die zwei Drittel ihrer Lehrer verloren.

Der Mitgliederschwund der kleineren Deutsch AGs lässt sich am Beispiel der August-Kirch-Straße (AKS) veranschaulichen. Dort waren anfangs acht Ehrenamtliche als Deutschlehrer aktiv (darunter zwei echte Deutschlehrerinnen). Diese hatten sich zu vier Teams von je zwei Personen zusammengetan. Alle Teams hatten einen eigenen Schlüssel für den Sozialraum ausgehändigt bekommen. So konnten sie ihren wöchentlichen Unterricht weitgehend unabhängig voneinander planen und gestalten. Der einzige Abstimmungsbedarf bestand darin, einen verbindlichen Stundenplan zu verabreden um zeitliche Überschneidungen zu vermeiden und zu gewährleisten, dass wöchentlich von Montag bis Donnerstag jeweils ein Unterrichtstermin stattfand. Darüber hinaus bestand kein weiterer Koordinationsbedarf, fachlichen Austausch gab es nur innerhalb der Teams. Alles andere wurde bilateral mit dem UKSM geregelt.

Das alles war gut eingespielt und hätte noch lange so weitergehen können, wenn die Nachfrage nicht immer mehr abgeebbt wäre. Das ging bis zu dem Punkt, an dem die Schüler schließlich ganz wegblieben. Als den Lehrern endlich dämmerte, dass sie mit ihrem Latein am Ende waren, wandten sie sich in ihrer Enttäuschung ans UKSM und baten um Hilfe: „Als wir hier drei oder viermal alleine gesessen haben und dann nach zwanzig Minuten wieder nach Hause gehen mussten, haben wir oben im Büro die Lage geschildert und zusammen mit den Ehrenamtskoordinatoren des UKSM überlegt, wie man das ändern kann.“ (Ehrenamt)

Im Gespräch mit den Mitarbeitern des UKSM, das im letzten Jahr auf diese oder ähnliche Weise in den meisten Unterkünften geführt worden war, hat das UKSM den ehrenamtlichen Deutschlehrern klar zu machen versucht, dass die Bewohner gar nicht mehr in der Lage wären, zu den ehrenamtlichen Angeboten zu kommen, wenn sie einen regulären Deutschkurs

besuchen und zusätzlich noch Familie hätten: „Dann brauchen sie die ehrenamtliche Hilfe in der Form nicht mehr, weil sich der Bedarf geändert hat, und darauf muss man sich einstellen.“ (UKSM) Das wollte den Ehrenamtlichen nicht einleuchten. Denn sie konkurrierten nach eigenem Bekunden gar nicht mit den regulären Kursen, selbst nicht den A1 oder A2 Kursen. Sie sahen ihre Rolle darin, „Alltagstauglichkeit auf unterstem Niveau herzustellen“ für diejenigen, die noch nicht weit genug waren, um am offiziellen Kursprogramm teilzunehmen.

Immerhin wurde nach dem Hilfesgespräch mit der Ehrenamtskoordination vom UKSM noch einmal eine gemeinsame Flyer-Aktion gestartet. Gleichzeitig wurde versucht, neue Teilnehmer durch gezielte persönliche Ansprache anzuwerben. Gleichwohl haben zwei der vier Teams im Sommer 2017 endgültig resigniert und aufgehört. „Da wir an verschiedenen Tagen hier sind und nicht allzu häufig Kontakt haben“, berichtet eine der Übriggebliebenen, „habe ich zufällig davon erfahren, als ich eine Kollegin aus einem der anderen Teams auf der Wohnanlage traf.“

„Die Zeit ist uns zu schade“, hat sie gesagt. „Wenn jetzt gar keiner mehr kommt, dann hat es keinen Sinn mehr, darum hören wir auf.“ Aber die beiden anderen Teams wollen trotzdem weitermachen: „Uns ist es in unserem Team so gegangen, dass wir gesagt haben, wir haben schon so viel investiert und so viel gelernt, wir würden das ungern aufgeben. Man hat sich vorbereitet, man hat Arbeitsblätter rausgesucht, kopiert, gedruckt, das tut schon weh, wenn gar keiner mehr kommt. Aber dann klammert man sich doch daran und denkt, vielleicht ändert sich das noch mal. Vielleicht kommen doch noch welche.“

5.5 „Wettbewerb“ mit den Kursen des BAMF?

Wie am Fall AKS demonstriert, haben Appell und Ansprache offenbar keine nachhaltige Wirkung erzielt. Das wird andernorts bestätigt, wo manche Deutschlehrer „von Tür zu Tür gegangen sind und geklingelt haben“ und andere „immer mit einer Glocke übers Gelände gelaufen sind und ‚Deutschkurs!‘ ‚Deutschkurs!‘ gerufen haben“.

Appell und Ansprache lassen sich aber auch als Anzeichen einer wachsenden Bereitschaft lesen, auf die „Konkurrenz“ der Deutsch- und Integrationskurse des BAMF mit Anpassungsmaßnahmen zu reagieren. Die hatte es allerdings auch schon vorher gegeben, als die Deutsch AGs an den Start gingen. Darin mischt sich der Wunsch nach einem ambitionierten Gegenentwurf zum offiziellen Kursprogramm mit dem bescheideneren Wunsch die Defizite des offiziellen Programms etwas abzumildern.

Ganz aktuell ging es darum, Nachmittagstermine weiter nach hinten zu verlegt, um auch den später vom offiziellen Unterricht zurückkehrenden Bewohnern die Teilnahme zu ermöglichen. Anderen Ideen zur Anpassung des ehrenamtlichen Unterricht an die Bedürfnisse der Bewohner unter Berücksichtigung der des kompensatorischen Defizitausgleichs der BAMF-Kurse, die nun noch einmal auf den Prüfstand kamen, gab es bereits: Die Idee dem Dialog und der Konversation mehr Raum zu geben als in überfüllten BAMF-Kursen; gezielte Hilfsangebote für benachteiligte Gruppen zu schaffen, die beim offiziellen Kursprogramm des BAMF durchs Latenrost fielen; durch niederschwellige Angebote auch bildungsferne Bewohner gezielt an die offiziellen Sprachkurse heranzuführen; die Idee die regulären Sprachkurse durch individuelle Hausaufgabenhilfen und Prüfungsvorbereitungen zu flankieren.

(1) Der Vorteil „kleiner Klassen“

All das war wie gesagt nicht neu. Was neu war, war die schmerzliche Erfahrung, dass die Rezepte nicht greifen wollten. Anfangs waren die Deutsch AGs sogar froh, dass sie nicht so überlaufen wurden wie die Kurse des Bundesamts. Dort gab es Klassengrößen von über 20 Schülern, dort gab es keine Gelegenheit zum eigenaktiven Sprechen. Den „Konkurrenzvorteil kleiner Klassen“ nutzten etliche Deutsch AGs gezielt aus. Sie legten den Schwerpunkt auf Dialogübungen und Alltagskonversation – bei unter zehn Schülern pro Unterrichtseinheit ein durchaus vielversprechender Ansatz. Dabei sollte auch der Spaßfaktor nicht zu kurz kommen. Einer der ehrenamtlichen Lehrer probte typische Alltags- und Dialogsituationen mit seinen Schülern ein, ließ sie von seinen Schülern als Szenen einüben und im Unterricht vorführen.

Daneben entwickelte sich eine Kultur der Individualisierung von Unterrichtskonzepten, die den persönlichen Vorlieben und pädagogischen Fähigkeiten der Lehrer entsprach. Ehemalige Berufspädagogen mochten gern nach Lehrbuch arbeiten, manche kaprizierten sich auf Grammatik, andere auf Alphabetisierung, manche arbeiteten gern im Tandem, andere standen lieber allein vor der Klasse, manche sprachen mit ihren Schülern über Tagesereignisse oder über Politik und Religion („Ich bringe Zeitungsartikel mit, als in Barmbek das Attentat war“). So suchte und fand jede und jeder bei mehr oder weniger großer Experimentierfreude den eigenen persönlichen Stil im Umgang mit den Geflüchteten. Eine einheitliche Konzeption war so allerdings nicht zu erarbeiten. Anfangs hatten einige AGs das durchaus gewollt. Aber sie ließen den Gedanken daran über kurz oder lang wieder fallen.

(2) Deutschunterricht in der Steenkamp Siedlung

Eine davon war die Deutsch AG der Steenkamp Siedlung. Dort wurde ein gemeinsames Lernangebot entwickelt und im Februar 2016 implementiert. Auf dem Papier war ein Kurssystem von aufeinander aufbauenden Lernniveaus vorgesehen, die dem von A1 bis C2 reichenden Kurssystem des BAMF nachempfunden waren. Dieses Angebot sollte sich vor allem an afghanische Flüchtlinge (aus dem Albert-Einstein-Ring und der Notkestraße) richten.

Diese hatten bei den anfänglichen Angebotsengpässen noch keinen Zugang zu den offiziellen Sprachkursen, solange ihre Bleibeperspektive unklar war. Das Kurskonzept sollte also auch eine kompensatorische Aufgabe erfüllen. Es sollte helfen Zugangsbarrieren zum offiziellen Kursprogramm abzumildern und Angebotsengpässe auszugleichen. Es war also auf Flüchtlingen mit ungünstiger Bleibeprognose zugeschnitten, um spätere Übergänge zu erleichtern.¹¹ Dazu passt, dass das Kurskonzept dem mehrstufigen Aufbau der offiziellen Sprachkurse entsprach. Es wurden Lerngruppen für vier aufeinander aufbauende Kursstufen eingerichtet, die an vier Wochentagen jeweils vormittags und nachmittags in Doppelbesetzung im Saal des Siedlungsvereins unterrichtet werden sollte. Dazu gehörten ein Alphabetisierungskurs (ABC-Lernkurs) und drei nach Kenntnisstand und Lerntempo gestaffelte Angebote je nach Vorkenntnissen und Leistungsfähigkeit. Die Begeisterung der Lehrer war anfangs so groß, dass manche von ihnen sogar zweimal wöchentlich zum Einsatz kamen, gut für Kontinuität und

¹¹ „Die staatlichen Angebote zum Spracherwerb waren in der jüngeren Geschichte der bundesdeutschen Einwanderungspolitik stets selektiv und nicht für alle gleichermaßen zugänglich.“ (Hamann et al. 2016: 24; Schönwälder, Söhn, Michalowski 2005: 35) In dieser Frage hat ein Umdenken schon vor 2015 begonnen: „Inzwischen haben sich teilweise Sonderregelungen etabliert: So wurde in Hamburg z. B. über ein Programm ein begrenzter Zugang zu Integrationskursen für länger in Deutschland lebende Flüchtlinge geschaffen, um Personen mit ungesichertem Aufenthaltsstatus den Erwerb grundlegender Deutschkenntnisse zu ermöglichen.“ (Brahim, Flach und Krause 2014: 165). Ein Rechtsanspruch auf Teilnahme besteht aber nicht.

Lernfortschritte. Für den Siedlungsverein ergab sich damit eine völlig neue, erfrischende Situation: Plötzlich war der Saal der Siedlungsgemeinde rund um die Uhr ausgelastet, der zuvor hauptsächlich nur für Abendveranstaltungen genutzt worden war.

Während das Interesse an den Alphabetisierungskursen recht konstant geblieben ist, scheint sich das Kurssystem der aufeinander aufbauenden Leistungsstufen nicht bewährt zu haben. Woran könnte das liegen? Wir vermuten, gestützt auf Auskünfte der Befragten, dass dies mit der Störanfälligkeit einer Unterrichtsform zusammenhängt, die dringend auf Kontinuität angewiesen ist. Um Schüler von A nach B, also von A1 über A2 nach B1 und B2 zu führen, das heißt um einen dem üblichen Ansatz entsprechenden methodisch voranschreitenden und überprüfbaren Lernfortschritt zu erzielen, ist kontinuierliche Teilnahme erforderlich. Das klingt nach Binsenweisheit. Wie sich dann zeigen sollte, erwies sich genau das als Problem.

Dem Kontinuitätsgedanken entspricht das wohlbekannte, Schüler und Lehrer disziplinierende Vorgehen nach Lehrbuch. Wer aber wie die ehrenamtlichen Deutsch AGs eine offenere Vorgehensweise praktizieren möchte, hat ein Problem. Das Problem besteht darin, dass mit der kontinuierlichen Teilnahme der Lernerfolg insgesamt kollabieren kann, wenn Fluktuation und Absentismus zunehmen. Das schlägt auch durch auf die Motivation der Lehrer. „Vor kurzem gab es einigen Unmut unter den ehrenamtlichen Deutschlehrerinnen über unterschiedliche Vorstellungen, wie der Unterricht stattfinden soll. Vier oder fünf Lehrerinnen sind daraufhin abgesprungen und ein Deutschkurs hat geschlossen aufgehört.“ (UKSM)

(3) Prüfungs- und Hausaufgabenhilfe

Wir kommen zur dritten und vielleicht wichtigsten Schnittstelle von ehrenamtlicher und hauptamtlicher Sprachvermittlung. Das ist die Prüfungs- und Hausaufgabenhilfe. Dort wird der Lernstoff aus den Lehrbüchern des offiziellen Kursprogramms nachgearbeitet. Im Steenkamp wurde der Gedanke, sich verstärkt dem Ausputzen und Nacharbeiten der regulären Deutschkurse zu widmen, im wöchentlichen „Gesprächskreis“ zur Sprache gebracht. Zuvor hatten sich mehrere Bewohner wiederholt darüber beklagt, dass sie in ihren offiziellen Kursen nicht mehr mitkämen und Angst vor Prüfungen hätten. Die Ängste sind berechtigt, denn etliche Bewohner sind durch die besonders wichtige B1 Prüfung gefallen.¹² Daher wurde überlegt, einen der Termine in einen speziellen Hausaufgabenkurs umzuwandeln.

Auch im Holmbrook hat man diesen Schritt getan. Dort wurden seit längerem jeweils am Dienstag und Mittwoch von 16 bis 18 Uhr (also alternierend zu den Öffnungszeiten des Bewohnercafés am Montag und Donnerstag, um Überlappungen zu vermeiden) Hausaufgabenhilfen und Prüfungsvorbereitungen angeboten. Allerdings werden die Nachhilfeangebote, obwohl ein enormer Bedarf besteht, auch nicht viel besser angenommen als die übrigen Ehrenamtskurse. Auch die beiden Nachhilfeterminale wurden letztlich nur von zwei bis drei Schülern besucht. Und auch hier blieben Appell und Ansprache weitgehend wirkungslos, wie folgende

¹² In Deutschland wurden „in den vergangenen zwei Jahren eine Reihe von Maßnahmen eingeführt, die den Zugang zur Sprachförderung für Asylbewerber und Geduldete insbesondere gleich nach der Ankunft erweitern. Hierzu gehören auch gesetzliche Neuregelungen der Anspruchsberechtigung von Asylbewerbern zur Teilnahme am Integrationskurs, Deutschlands wichtigster Integrationsmaßnahme, sowie Maßnahmen zur Ausdehnung des Angebots an Integrationsmaßnahmen insgesamt. (...) Der Integrationskurs umfasst einen Sprachkurs mit 600 Unterrichtseinheiten und einen Orientierungskurs mit 100 Unterrichtseinheiten. Im Allgemeinen wird davon ausgegangen, dass die Teilnehmer im Kurs fortgeschrittene Sprachkenntnisse erwerben und diesen mit dem Gesamtergebnis B1 abschließen, was ... ein angemessenes Ziel zu sein scheint.“ (Degler und Liebig 2017: 39)

Aussage einer ehrenamtlichen Deutschlehrerin unterstreicht:

„Es ist ganz schwierig an sie heran zu kommen, weil da diese Sprachbarriere ist. Die Lehrer können nicht diese Zwischentöne finden, die man braucht. Wenn man sagt, bitte kommen Sie doch, Sie haben doch Prüfung im Januar, da ist der Hausaufgabenkurs nachmittags drüben im Sozialraum, der kann Ihnen helfen. Aber dann gehen sie ins Bewohnercafé, wo es unglaublich laut ist, vielleicht fühlen sie sich da wohler, da ist so ein Remmidemmi. Das machen sie vielleicht lieber, als sich mit der Hausaufgabenhilfe hinzusetzen und den Kurs vorzubereiten.“ (Ehrenamt, HB)

5.6 Das Problem der Fluktuation

Wir kommen nun auf eine Hypothek zu sprechen, die auf dem ehrenamtlichen Deutschunterricht fast noch schwerer lastet als die Hypothek des Schülerschwunds. Diese zweite Hypothek ist die Fluktuation. Das Fluktuationsproblem dürfte dem freiwilligen Lehrpersonal fast noch mehr den Schneid abgekauft haben als der Rückgang der Teilnehmerzahlen.

Das Problem der Fluktuation zeigte sich von Beginn an darin, dass viele Kursteilnehmer unregelmäßig zum Unterricht erschienen, dass sie zu spät kamen oder unentschuldigt fehlten. Dagegen tauchten wiederum neue Schüler unerwartet auf. Das geschah sehr zum Missvergnügen von Ehrenamtlichen, die sich gründlich vorbereitet und auf kontinuierliche Unterrichtsbe teiligung mit kumulativem Lernfortschritt gesetzt hatten. „Wir haben eine hohe Fluktuation, jeden Tag sieht man neue Gesichter.“ (Ehrenamt, NStr) „Wir haben es mit ständig sich verändernden Menschenmengen zu tun, es fehlt die Kontinuität, es fasert aus an allen Rändern, man kann nichts richtig konkret tun.“ (Ehrenamt, SSt)

(1) Erreichbarkeit: Statistiken aus Sieversstücken II

Wie hoch die Fluktuation tatsächlich ist, wissen wir nicht. Aber wir können die Größenordnung anhand der verfügbaren Statistik aus Sieversstücken realistisch einkreisen. In den besten Zeiten wurden dort wöchentlich 10 Veranstaltungen abgehalten und von insgesamt etwa 80 Bewohnern besucht (durchschnittlich 8 Teilnehmer pro Veranstaltung). Doch was bedeutet diese Größe und worauf lässt sie sich zu schreiben?

Wenn wir die Zahl von 80 Teilnehmern wöchentlich auf 8 Wochen hochrechnen, kommen wir auf 640 Teilnehmer. Der Punkt ist aber, dass diese 640 „Teilnehmer“ ähnlich wie die Durchlaufzahlen von Museumsbesuchen keine Auskunft darüber geben, wie sich die Besuche auf Personen verteilen. Da keine personenbezogenen Daten erhoben wurden, können wir nicht wissen, ob hinter jedem Besuch eine andere Person steht (wie Museum) oder ob dieselben Personen mehrmals gekommen sind.

Im günstigen Fall der maximal kontinuierlichen Teilnahme derselben Personen käme man auf eine Zahl von 80 regelmäßig einmal pro Woche zum Unterricht erscheinenden Schülern. Das wäre eine höchst günstige Verteilung, die auf ein lernfreundliches Umfeld mit fester Lehrerbindung und kontinuierlichen Lernfortschritten hindeuten würde. Gemessen an den knapp 400 Neubewohnern, die in Sieversstücken II aufgenommen wurden, entspräche die kontinuierlich Teilnahme von 80 Schülern einer Erreichbarkeitsquote von 20%. Anders gesagt: Die

ehrenamtlichen Deutschangebote erreichten selbst im günstigen Fall nur ein Fünftel der Bewohner. Ist das „viel“ oder „wenig“? Um das zu beantworten, könnte ein Perspektivenwechsel helfen.

Wenn wir nämlich von einer ebenfalls unrealistischen extrem diskontinuierlichen Teilnahme (ein Besuch pro Bewohner) ausgehen, hätten wir zwar eine maximale Erreichbarkeit von 100%, aber mit Null-Lerneffekt, weil jeder nur einmal käme. Das ist ein hoch unwahrscheinlicher Grenzfall. Wahrscheinlich ist vielmehr, dass die tatsächliche Erreichbarkeitsquote zwischen maximaler Erreichbarkeit und kontinuierlicher Teilnahme liegt.

Dann würden wir bei einer Erreichbarkeitsquote von vielleicht einem Drittel der Bewohner landen, und das bei noch einigermaßen kontinuierlicher Unterrichtsteilnahme. Das wäre schon beachtlich. Der Haken ist bloß der, dass die Kontinuitätsprämisse der Wirklichkeit nicht Stand hält. Denn tatsächlich ist es offenbar nur für wenige Wochen im Frühsommer 2016 gelungen, kontinuierlich arbeitende Lerngruppen mit regelmäßig teilnehmenden Schülern zu unterrichten.

(2) Exkurs zur „Resilienz“ der großen Deutsch AGs

Die vorausgehenden Annahmen und Überlegungen sind spekulativ und beweisen nichts. Trotzdem können die Überlegungen helfen das Problem der Erreichbarkeit auch bei unzureichender Datenlage einzukreisen. Damit können wir jetzt besser verstehen, was freiwilliger Deutschunterricht leisten kann und was nicht. Um das Bild der „Leistungsfähigkeit“ des Deutschunterrichts noch weiter abzurunden, wenden wir den Blick von den Bewohnern noch einmal zurück auf „die Deutschlehrer“ in Sieversstücken zurück.

Wir wollen zeigen, dass man die Leistungsfähigkeit einer Deutsch AG nicht allein in der Anzahl erfolgreich unterrichteter Schüler gemessen werden kann. Es müssen auch andere Kriterien berücksichtigt werden. Dazu gehört das Kriterium der „Resilienz“. Die Frage lautet: Wie weit gelingt es, die Arbeitsfähigkeit der AG trotz turbulenten Umweltbedingungen, trotz BAMF-Konkurrenz, trotz Fluktuation und Absentismus, trotz kollabierender Teilnehmerzahlen aufrechtzuerhalten? Diesbezüglich haben „die Deutschlehrer“ etwas Besonderes geleistet.

Im November 2015 fanden sich etwa 50 Personen zum Gründungstreffen der Deutsch AG in der Sülldorfer Kirche ein. Dort trugen sich 40 Personen (darunter 7 Männer) mit ihren Kontaktdaten in die Anwesenheitsliste ein, die als freiwillige Helfer in Sieversstücken II aktiv werden wollten. Die meisten von ihnen kannten sich bereits aus der Erstaufnahme Max Bahr. Um sich in Sieversstücken zu engagieren, waren sie an das UKSM herangetreten und zur Abstimmung an die alteingesessene Flüchtlingsinitiative vom „Runden Tisch“ Blankenese verwiesen worden. Dort wurden sie nicht mit offenen Armen empfangen. Denn es gab Klärungsbedarf.

Nachdem unter anderem geklärt worden war, wer „den Hut aufhat“, wurden die neuen Deutschlehrer als autonome Gruppe vom „Runden Tisch“ kooptiert. Sie erhielten provisorische Unterrichtsräume in der Sülldorfer Kirchengemeinde, wo sie Anfang 2016 mit 30 Lehrern die Arbeit aufnahmen, bis Sieversstücken II im März 2016 in Betrieb ging. Im Juni waren noch 20 Lehrer übriggeblieben. Die Gruppe blieb von da an bemerkenswert stabil. Trotz Krise und Schülerschwund waren es ein Jahr später immer noch 20 Lehrer. Die Hälfte von ihnen hatte vorher schon andere ehrenamtliche Erfahrungen gesammelt. Vielleicht hatten sie dadurch

schon eine gewisse Resilienz erworben, die es ihnen leichter machte, mit Problemen und Enttäuschungen umzugehen, ohne sich in ihrer Hilfsbereitschaft beirren zu lassen.

„Die Deutschlehrer“ in Sieversstücken II

- November 2015: 40 „Deutschlehrer“, die sich schon aus der ZEA Max Bahr kennen, werden vom „Runden Tisch“ Blankenese nach längerer Abstimmung kooptiert.
- April 2016: Arbeitsbeginn der „neuen“ Deutsch AG mit 30 Lehrern in Sieversstücken II, aber ohne Kooperation mit den 5 „alten“ Lehrern in Sieversstücken I.
- Juni 2016: Höchststand von 80 (wechselnden) Kursbesuchern in 10 Deutschkursen pro Woche, die von 20 Lehrern (2 pro Kurs) angeboten werden.
- August 2017: Schrumpfung der Schülerzahlen auf 15 Kursbesucher pro Woche, Rückführung des Angebots auf 7 Kurse, Stabilisierung der AG bei 20 Lehrern.
- Stabilisierung der Deutsch AG: Kann man das als „Best Practice“ bezeichnen?

Die Leistung der Deutsch AG Sieversstücken sehen wir darin, dass sie (ebenso wie die zweite große Deutsch AG im Holmbrook) ihre „Stammebelegschaft“ in den Krisen- und Schrumpfungsmonaten vom Herbst 2016 bis zum Sommer 2017 bei 20 Lehrern stabilisieren konnte. Die anderen vier Deutschlehrergruppen sind im selben Zeitraum weitgehend kollabiert (s.o.). Das spricht für die Resilienz einer Binnenorganisation, die angesichts wachsender Probleme mit heftigen Diskussionen über Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit fertig werden musste.

„Wir haben dann auch über Leitkultur und Sekundärtugenden gesprochen. Da konnte sich jeder seinen Frust von der Seele reden. Es gab zu Anfang auch einige, die hier ihre Bühne finden wollten, um den armen Flüchtlingen die Welt zu erklären. Die sind aber ganz schnell wieder weggeblieben.“ (Ehrenamt, SSt) Diejenigen, die heute den aktiven Kern bilden, „gehen damit viel lockerer oder toleranter um“ und haben ihr Engagement sogar noch ausgeweitet. Sie geben nicht nur ihre Unterrichtsstunden, sondern begleiten ihre Schüler auch bei Behördengängen und Arztbesuchen oder helfen bei der Arbeits- und Wohnungssuche.

Das sind Anzeichen einer zunehmenden Individualisierung des Unterrichts, die mit der Entstehung persönlicher Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern (Patenschaften) einhergeht. Die Individualisierung des Unterrichts wird durch die statistischen Aufzeichnungen aus Sieversstücken II belegt. Danach zeichnet sich ein Trend ab, den man als unbeabsichtigten Seiteneffekt des Schülerschwunds interpretieren könnte. Von 2016 auf 2017 hat sich das ohnehin schon sehr günstige Betreuungsverhältnis von 4:1 (vier Schüler pro Lehrer, gegenüber einer Relation von 20:1 in den offiziellen Kursen) noch weiter verbessert, nämlich auf 2:1 oder sogar 1:1 – trotz der parallel laufenden Reduktion des Kursangebots von 10 auf 7 Termine.

(3) Ein Fluktuationskarussell wie bei Semesterbeginn

Nach dem Exkurs zur Resilienz kommen wir wieder zurück zum Fluktuationsproblem. Dabei können wir uns zur Veranschaulichung ein Fluktuationskarussell vorstellen, wie es bei Semesterbeginn in manchen Hochschulstudiengängen in Schwung kommt. Das Karussell wird durch wandernde Studentenmassen in Schwung gehalten, die von Veranstaltung zu Veranstaltung pendeln, bis sie das passende Lehrangebot gefunden haben. Im Unterschied dazu kommt das Karussell der Deutschschüler aber nicht zum Stillstand. Leider dreht es sich ungebremst weiter. Das hat desaströse Folgen für die Lernkultur. Denn wenn ständig neue Schüler dazu kommen, auf die Rücksicht genommen werden muss, weil sie noch nicht soweit sind, sind diejenigen frustriert, die schon länger dabei und fachlich weiter sind.

Das ist ein allgemein bekanntes Problem bei heterogenen Lerngruppen. Ähnliches kann man auch bei den externen offenen Sprachangeboten für Migranten beobachten. Da kann man nicht ausschließen, dass sich in bunt zusammengewürfelte Gruppen von leistungsheterogenen Teilnehmern manche sogar in die Haare geraten können, weil sie sich mit ihren unterschiedlichen Ambitionen und Bedürfnissen in die Quere kommen. Im Ergebnis bleiben beide Gruppen weg. Die „Guten“ bleiben weg, weil sie unterfordert sind, und die „Schlechten“ bleiben weg, weil sie überfordert sind. Und die Lehrer bleiben ratlos allein zurück.

Das methodische Rezept zur Lösung des Problems heterogener Lerngruppen heißt bekanntlich: binnendifferenzierter Unterricht. Aber leider ist das gar kein Rezept. Binnendifferenzierung ist vielmehr eine methodisch-didaktische Kunst, die selbst erfahrenen Pädagogen nur selten gelingt. Für unerfahrene ehrenamtliche Lehrer gilt das umso mehr. Sie wissen, dass der Unterricht individueller gestaltet werden sollte. Aber sie wissen nicht, wie man das im Gruppenkontext realisieren soll. Da kann es nicht überraschen, dass viele sich zurückziehen und ihren Rückzug mit dem unerträglichen Fluktuationschaos begründen.

Die sich zurückgezogen haben, haben wir nicht befragt. Was wir darüber wissen, haben wir von denen erfahren, die geblieben sind. Im Holmbrook haben „etwa ein Drittel aufgehört, darunter pensionierte Lehrerinnen, weil sie die Fluktuation nicht mehr haben wollten.“ (Ehrenamt, HB) Bleibt die Frage: Was tun diejenigen, die trotzdem bleiben? Die meisten von ihnen „wurschteln weiter“ und machen interessante neue Erfahrungen mit dem 1:1 Unterricht; andere reagieren auf die Unerreichbarkeit von jungen Müttern mit „geschlossenen“ Angeboten; und einige wenige lösen das Fluktuationsproblem durch „geschlossene“ Leistungskurse.

5.7 Geschlossene Gesellschaft: lernwillige syrische Akademikersöhne

Wir hatten bereits darauf hingewiesen, dass ehrenamtliche Deutschkurse oftmals kaum mehr als fünf Schüler haben. Daher können sie, im Unterschied zu den Kursen des BAMF mit zwanzig Schülern, stärker dialog- und konversationsorientiert arbeiten und die Schüler zum eigenen Sprechen ermutigen. Was haupt- und ehrenamtliche Kurse außerdem unterscheidet, sind wie schon gesagt die Zugangschancen. Um an BAMF-Kursen teilzunehmen, benötigen Flüchtlinge eine Bescheinigung vom Jobcenter und dann noch die Zugangsbestätigung einer der akkreditierten Sprachschulen, wenn noch Kapazitäten frei sind.

Der Zugang zu ehrenamtlichen Sprachangeboten steht dagegen allen Interessierten offen,

jedenfalls in der Theorie. In der Praxis stimmt das nur teilweise. In Hamburg wird das Offenheitsgebots etwa von der Embassy of Hope oder vom Dialog in Deutsch praktiziert. Allerdings mit dem paradoxen Ergebnis, dass der unterschwellige Kampf um freie Plätze nach unten verlagert wird. Was nun die sechs Unterkünfte dieser Studie betrifft, so wird völlige Zugangsoffenheit unter Einschluss auch von Nicht-Bewohner nur in einer Unterkunft praktiziert, nämlich im Holmbrook. Das hat den für alle Beteiligten unerfreulichen Nebeneffekt, dass die Bewohner weggeblieben sind. In den anderen fünf Unterkünften gilt die ungeschriebene Regel, dass nur die Bewohner der jeweiligen Unterkunft am Unterricht teilnehmen dürfen.

In einem Fall ging die „Schließung“ noch weiter. Hier wurden nämlich auch Bewohner ausgeschlossen. Es bildete sich eine geschlossene Lerngruppe von besonders leistungsstarken und lerneifrigen Bewohnern, die bereit und fähig waren, eingegangene Verbindlichkeiten zuverlässig und zielstrebig einzuhalten. Der Fall ist besonders lehrreich, weil er demonstriert, wie eine ehrenamtsethische Regel auf unorthodoxe Weise gebrochen wird. Damit wird ersichtlich, dass die Praxis des freiwilligen und offenen Unterrichts keineswegs alternativlos ist. Der Fall ist aber auch deshalb so instruktiv, weil ein direkter Rauswurf und damit eine direkte Verletzung des Offenheitsgebotes vermieden werden konnten. Darauf ist nun genauer einzugehen. Hören wir also die Geschichte einer ehrenamtlichen Deutschlehrerin.

„[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]“

Das ist eine gute Größe, damit auch jeder seinen Redeanteil bekommt, um üben zu können. In den offiziellen Kursen hat man kaum Zeit dafür, weil es zu viele Schüler gibt. Die Leute aus meiner Gruppe haben ihre Grammatik schon ganz ordentlich drauf und kennen ihre Vokabeln. Aber daraus Sätze zusammenbauen, das ist immer das Schwierigste, und da hilft nur üben. Alle fünf sind jetzt in B2-Kursen, einige haben B2 schon abgeschlossen.“

„Zuerst hatte die Deutsch AG geplant, ein gemeinsames Lernprogramm auszuarbeiten. Wir wollten den Unterricht gemeinsam vorbereiten und uns regelmäßig über Unterrichtserfahrungen austauschen. Dazu kam es dann aber nicht. Die gemeinsame Planung hat nicht funktioniert, weil sich keine kontinuierlich arbeitenden Lerngruppen bildeten und weil die Vorstellungen unter uns Lehrern viel zu unterschiedlich waren. Dann hat sich das so verselbstständigt, dass jeder gemacht hat, was für die eigene Person richtig war und gepasst hat, z.B. Konversation oder Lehrbuch oder Nachhilfe.“ [REDACTED]

„Wir haben in der Gruppe ganz häufig Verben konjugiert, die ganzen komplizierten Verbformen, die im offiziellen Kurs gar nicht behandelt werden.“ [REDACTED]

„Anfangs hatten wir Deutschlehrer andauernd über Pünktlichkeit diskutiert. Da gab es zwei Fraktionen: Die einen haben regelmäßige und pünktliche Teilnahme vorausgesetzt und die anderen sind mit der Glocke über das Gelände gegangen und haben die Bewohner zum Unterricht gerufen. Die mit der Glocke fanden das genauso selbstverständlich wie wir anderen Pünktlichkeit und Anwesenheit. Wir haben viel diskutiert und gestritten, aber dann hat jeder sein Modell für sich selbst gewählt.“ [REDACTED]
[REDACTED]

„Wie kam es zur ‚Schließung‘ der Gruppe? Am Anfang war die Gruppe noch größer, weil sie offen war. Es kamen bis zu zehn Teilnehmer mit unterschiedlichen Vorstellungen und Vorkenntnissen. Die einen wollten Grammatik machen, die anderen waren noch nicht soweit, und dazu kamen dann auch noch persönliche Reibereien zwischen Leuten, die sich nicht mochten. Dann hat sich ein harter Kern von fünf Teilnehmern herausgebildet, die jede Woche und immer pünktlich gekommen sind. Die anderen Teilnehmer waren eher wie Zaungäste oder wie Laufkundschaft. Sie sind mal gekommen, dann sind sie wieder weggeblieben, dann sind wieder andere gekommen, es war ein ständiges Kommen und Gehen, das war einfach nicht praktikabel. Diejenigen, die jede Woche gekommen sind, waren gelangweilt oder genervt, und die anderen kamen nicht mit. Und ich musste mich immer wieder auf neue Gesichter einstellen. Das war mir einfach zu anstrengend nach dem Arbeitstag.“

„Das fand die Gruppe total super. Dann haben wir verabredet, den neuen Termin per Email abzustimmen. Damit waren wir unter uns. Der neue Termin hat sich später natürlich trotzdem herumgesprochen. Aber wenn jetzt neue Leute dazu kommen, schicke ich sie erstmal wieder weg. Ich sage ihnen, was wir hier im Deutschkurs machen und was ich von ihnen erwarte, dass wir hier B1 voraussetzen, und lade sie ein, nächste Woche pünktlich wieder zu kommen. Aber sie kommen nicht wieder.“

Der Bericht der Lehrerin zeigt zweierlei: Erstens ist offenkundig, dass die Einrichtung einer geschlossenen Gruppe auf annähernd gleichem Leistungsniveau im vorliegenden Fall ein Arbeitsklima geschaffen hat, in dem greifbare Lernfortschritte gedeihen konnten – freilich unter Umgehung der Herausforderungen des binnendifferenzierten Unterrichts. Zweitens ist aber ebenso offenkundig, dass die hier geschilderte „Schließung“ dem unter ehrenamtlichen Deutschlehrern weithin gepflegten Ethos des offenen Unterrichts klar widerspricht.

Dennoch wurde kein Widerspruch angemeldet und keine Kritik geäußert, weder von anderen Lehrern der Deutsch AG noch aus dem erweiterten Kreis der ehrenamtlichen Nachbarschaftsinitiative, der sich allmonatlich zum „Vernetzungstreffen“ einfand. Vielleicht wurde die Entscheidung auch deswegen von niemandem in Frage gestellt, weil der Wunsch, es allen Ansprüchen durch maximale Offenheit recht machen zu wollen, nach einem Jahr der frustrierenden Enttäuschungen gescheitert war. Damit hatten Einsprüche ihre Stimme verloren.

Auch wenn sich „Schließung“ von Leistungsgruppen im vorliegenden Fall als probate Antwort auf das Fluktuationsproblem bewährt hat, lässt sich die Kehrseite des Ausschlusses gleichwohl nicht übersehen. Die Kehrseite ist die, dass diejenigen Bewohner, die es am nötigsten hätten, ausgeschlossen bleiben. Jene aber, die am meisten profitieren, sind zugleich diejenigen, die aus bildungsnahen Familien stammen und beste Lern- und Integrationsvoraussetzungen mitbringen. Denn wer waren die Schüler der geschlossenen Leistungsgruppe?

berichtet die Lehrerin, „Sie haben sich hier in der Unterkunft kennengelernt und angefreundet und verbringen ihre Freizeit miteinander.“ Und welchen Bildungshintergrund haben sie? Darunter sind also junge Männer, „die sich viel vorgenommen haben und die sehr weit kommen wollen mit ihren Sprachkursen, dazu brauchen sie mindestens C1.“¹³

Die Kehrseite der Medaille ist der Ausschluss von Afghanen und Eritreern, die anfangs auch teilnahmen aber nicht kontinuierlich gekommen sind: „Da konnte man sich nicht drauf verlassen.“ Warum nicht? „Das liegt an der persönlichen Einstellung,“ meint die Lehrerin. Das sehen viele andere Ehrenamtliche anders. Sie halten das für eine Fehleinschätzung. Stattdessen weisen sie auf gesellschaftliche Bedingungen von Lernschwierigen hin, insbesondere auf die fehlende Schulbildung vieler Flüchtlinge aus Afghanistan und Eritrea, deren Bildungssysteme durch jahrzehntelange Bürgerkriege ausgezehrt worden sind. Dagegen stammen Syrer aus einem Land, das jedenfalls vor dem Bürgerkrieg über ein gut ausgebautes Bildungssystem verfügte und gute Bildungschancen für breite Bevölkerungsschichten anbot.

Und was ist mit geschlossenen Angeboten leistungsschwächere, bildungsfernere Flüchtlinge, die den Förder- oder Nachhilfeunterricht viel nötiger haben als zielstrebige junge Syrer aus akademischen Elternhäusern? Hier hat das offizielle Kursprogramm kaum etwas zu bieten. Im ehrenamtlichen Bereich gibt es dagegen eine Sorte von „geschlossenen“ Sprachangeboten, die sich an die Lernschwächsten unter den Lernschwachen richten: an bildungsferne Mütter mit Kleinkindern. Während es sich beim zuvor geschilderten Fall der jungen Syrischer um eine Ausnahme handelt, wurden geschlossene Frauengruppen fast überall angeboten.

5.8 Mütter mit Kleinkindern: Unerreichbar?

Die Einrichtung von speziellen Deutschgruppen, die nur für Frauen offen sind, reagiert auf das Problem der Unerreichbarkeit junger Mütter. Es hat sich gezeigt, dass Bewohnerinnen aus den von uns untersuchten Folgeunterkünften die Deutschangebote in weitaus geringerem Maße besuchen als Männer. Aus der Teilnehmerstatistik von Sieversstücken II geht hervor, dass sich die dort angebotenen Lerngruppen im August 2017 zu einem Viertel aus Frauen und zu drei Vierteln aus Männern zusammensetzten. Sind Frauen und Mütter also unterrepräsentiert?

Wenn die Bewohnerzahlen von 150 Kindern, 80 Frauen und 160 Männern (= 390 Bewohner von Sieversstücken II) in etwa zutreffen, dann sind Frauen im ehrenamtlichen Deutschunterricht laut Statistik der dortigen Deutsch AG unterrepräsentiert. Andernfalls hätte der Anteil der Frauen nicht ein Viertel, sondern ein Drittel betragen müssen. Wenn man zudem bedenkt,

¹³ Dass die Geschichte der syrischen Akademikersöhne dennoch kein exotischer Einzelfall ist, zeigt der folgende Bericht: „Das Netzwerk Bridge wird durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales und den Europäischen Sozialfonds gefördert. Zudem besteht seit 2015 eine Zusammenarbeit mit dem nahegelegenen Berlin-Kolleg, an dem das deutsche Abitur auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholt werden kann. Derzeit werden 15 junge Geflüchtete, die bereits Deutschkenntnisse auf B1-Niveau haben und den Wunsch haben zu studieren, durch intensiven Sprachunterricht auf den Kollegbesuch vorbereitet. Das BBZ übernimmt die Vermittlung sowie die sozialpädagogische Betreuung des Programms.“ (Schiffauer et al. 2017: 105). – Ein Einzelfall ist unsere Fallgeschichte vielleicht trotzdem als zivilgesellschaftliches Projekt, dass ohne Fördermittel auskommen muss.

dass die Männer im Sommer 2017 durchweg an den offiziellen Deutschkursen teilnahmen oder teilgenommen hatten, während viele junge Mütter noch zu Hause bei ihren Kindern blieben, so hätte der Unterschied noch deutlicher ausfallen können. Woran könnte das liegen?

Dafür wurden uns drei Gründe genannt. Die erste vornehmlich auf die offiziellen Deutschkurse gemünzte Begründung lautet, dass Frauen keine Zeit dafür haben. Frauen mit großen Familien können nicht teilnehmen, wenn sie fünf bis sieben Kinder versorgen müssen. Da lässt es sich zeitlich kaum einrichten, die offiziellen oder ehrenamtlichen Deutschkurse zu besuchen. Zweitens würden ihre Männer es nicht so gerne sehen und es ihnen vielleicht verbieten. Und drittens würden sie, selbst wenn sie von ihren Männern ermutigt würden, nicht zum Deutschkurs hingehen wollen, weil sie sich unter fremden Menschen unwohl und unsicher fühlten.

(1) Schonräume von Frauen für Frauen: geschlechtergetrennte Deutschkurse

Anfangs ging das Unbehagen von Flüchtlingsfrauen sogar so weit, dass etliche nicht allein aus der Wohnung herauszugehen wagten. Dazu eine hauptamtliche Mitarbeiterin des UKSM: „Für manche Frauen ist der Schritt aus der Wohnung ein sehr großer Schritt. Sie fühlen sich nicht wohl draußen allein, selbst in Begleitung von drei Kindern trauen sich viele immer noch nicht auf die Straße. Und dann auch noch in den Bus zu steigen und in die Stadt zu fahren, das geht gar nicht. Dieses sich-alleine-Bewegen in einer ihnen unbekannten Umgebung und ohne Begleitung empfinden sie als sehr unangenehm und irritierend.“ (UKSM)

„Es ist schon ein Riesenschritt“, sagt eine Deutschlehrerin, „wenn sich diese Frauen überhaupt trauen, mit uns in Kontakt zu treten und ein Gespräch zu führen. Was wir gerne erreichen möchten, ist, dass sie ihr Unbehagen überwinden lernen und hierher zum Unterricht kommen.“ (Ehrenamt) Doch wie erklärt sich das Unbehagen? „Es gibt Frauen, die sich in gemischten Gruppen mit Männern nicht wohl fühlen“, bringt eine Mitarbeiterin des UKSM das Problem auf den Punkt: Dass Frauen, die in geschlechtssegregierten Kulturen aufgewachsen sind, von Kindesbeinen an gelernt haben, dass ihnen die Überschreitung sozial konstruierter Geschlechtergrenzen im öffentlichen Raum verboten ist.¹⁴

Daraus folgt: Wer mit ihnen arbeiten möchte, sollte diesem Bedürfnis auch Rechnung tragen. So wurden Schonräume von Frauen für Frauen eingerichtet, die für Männer tabu waren, darunter auch geschlechtergetrennte Deutschkurse. Damit bieten Deutschkurse nur für Frauen eine echte Alternative zu den offiziellen Deutschkursen des BAMF, die dem koedukativen Prinzip der gemeinsamen Erziehung von Mädchen und Jungen verpflichtet sind. Das ist ein Alleinstellungsmerkmal, das geschlossenen Frauengruppen vielleicht einen „Konkurrenzvorteil“ gegenüber den BAMF-Kursen verschaffen könnte. Aber ist das Kalkül aufgegangen? Konnten die geschlossenen Frauenkurse sich vom Abwärtstrend abkoppeln?

Ein Blick auf die Notkestraße könnte helfen die Frage zu beantworten. Für Bewohnerinnen wurde sowohl in der Unterkunft selbst als auch in den Räumen der nahegelegenen Steenkamp-Siedlung Deutschunterricht angeboten. Den Bewohnerinnen wurden niederschwellige Angebote unterhalb des A1 Niveaus gemacht. Außerdem wurde die Hemmschwelle für junge

¹⁴ Deutsch- und Integrationskurse für Frauen gibt es auch anderenorts. Auch dort „zielen (sie) auf zugewanderte Frauen ab, die nicht an gemischtgeschlechtlichen Kursen teilnehmen würden. Diese Kurse können in Teilzeit stattfinden, um möglichen familiären Aufgaben Rechnung zu tragen. Dies ist tatsächlich bei über 70% der Frauen-Integrationskurse der Fall.“ (Degler, Liebig 2017: 57)

Mütter noch dadurch herabgesetzt, dass sie ihre Kinder mitbringen durften, die bei einem Kurs während des Unterrichts von ehrenamtlichen Helferinnen betreut werden sollten. „Die Kinder können dabei sogar noch lesen und schreiben lernen.“ (Ehrenamt, NStr)

(2) Rückgang der Teilnehmerinnen

Aber hat das funktioniert? Manchmal hat es ganz gut funktioniert, und zwar im Fall eines Alphabetisierungskurses in Sieversstücken II. Dieser Kurs konnte sich mit fünf Teilnehmerinnen auch mittelfristig stabilisieren. Insgesamt muss man allerdings feststellen, dass sich die Frauengruppen auch nicht besser bewährt haben als die freiwilligen Deutschgruppen insgesamt. Absentismus, Fluktuation und Unerreichbarkeit dauerten an wie auch in den geschlechtergemischten oder männerdominierten Lerngruppen. Auch in den Frauenkursen kam es im selben Zeitraum zu einem deutlichen Rückgang von Teilnehmerzahlen und Deutschkursen.

Beispiel Notkestraße: Hier konnte eine der Frauengruppe anfangs mit über 20 Teilnehmerinnen glänzen, dazu kamen noch zahlreiche Kinder, darunter auch Schulkinder, bevor sie in regulären Schulen untergebracht wurden. Dann blieben die Teilnehmerinnen weg und die Frauenkurse gerieten ins Abseits. Zahlen haben wir nicht bekommen. Dafür ist die Lage im näheren sozialräumlichen Umfeld der Steenkamp-Siedlung mit drei Folgeunterkünften (Notkestraße, Albert-Einstein-Ring, August-Kirch-Straße) und über 1.500 Bewohnern zu unübersichtlich, weil dort auch noch anderer Fraueninitiativen mit anderen Angeboten unterwegs waren. Ein Kurs mit paralleler ehrenamtlicher Kinderbetreuung scheint sich nach Auskunft von Ehrenamtlichen trotz allem ganz gut bewährt zu haben.

Rückblickend bewerten ehrenamtliche Betreuerinnen ihre Erfahrungen mit schwer erreichbaren bildungsfernen jungen Müttern sehr unterschiedlich, bisweilen konträr. Den einen ging es eher darum, mit Flüchtlingsfrauen in Kontakt zu kommen und Alltagshilfe zu leisten. Den anderen ging es eher darum, den Frauen Deutschkenntnissen zu vermitteln. Sie waren frustriert, als ihre Angebote ins Leere liefen oder umfunktioniert wurden in Spiel- und Spaßveranstaltungen mit Müttern und Kindern. Dafür steht der folgende Erlebnisbericht einer Deutschlehrerin, die bis an ihre Grenzen des Zumutbaren geriet und trotzdem durchhielt.

(3) Durchhalten oder aufhören: Warum sich Deutschlehrerinnen zurückzogen

„Am Anfang als noch viele Frauen kamen, hatten wir genauso viele Kinder dabei. Das lief hier teilweise ziemlich chaotisch ab. Da waren viele kleine Kinder, die wie in einer Kita alle durcheinander wuselten. Es waren vielleicht zehn Mütter und sieben Kinder, die Kinder waren teilweise noch sehr klein, das gab Schreien und Weinen, es war ein einziges Chaos, Spielzeug flog in der Gegend herum, Kinder krochen über den Tisch und quer durch unsere Unterlagen oder rissen unsere Unterlagen vom Tisch. Es war ganz schwierig für mich, die Contenance zu bewahren. Unterricht war unter solchen Bedingungen faktisch unmöglich.“ (Ehrenamt, AKS)

„Dann gab es auch eine Zeit, da waren die Teilnehmer eher gemischt, es kamen auch Männer dazu, die dann teilweise die Kinder wieder mitnahmen, wenn es gar nicht mehr anders ging. Oder die Männer kamen nur ein einziges Mal mit und dann gar nicht mehr, wobei wir den Eindruck hatten, dass sie ihren Frauen sagten, lerne du mal schön hier, ich gehe solange ins Fitnessstudio. Dann haben wir das Problem mit der Ehrenamtskoordination vom UKSM besprochen und haben gesagt, dass wir unbedingt eine Kinderbetreuung haben müssten, die parallel zum Unterricht läuft, das wäre sehr wünschenswert. Das haben wir versucht beim

UKSM zu erreichen, aber es ist dann irgendworan gescheitert, ich weiß nicht warum.“

Angesichts solcher Erfahrungen lässt sich nachvollziehen, warum und wie Hilfsbereitschaft in Frustration umschlagen kann. Das anfängliche Verständnis für Flüchtlingsfrauen, die Kleinkinder nicht allein lassen können oder wollen, weicht wachsendem Unverständnis. Eine der Lehrerinnen, die mit der Glocke um die Häuser zog, um die Bewohnerinnen zum Unterricht zu rufen, erzählt wie sie einmal von Haus zu Haus unterwegs ist und eine Gruppe von Frauen anspricht: „Kommst du mit zum Unterricht?“ fragt sie eine der Frauen. „Die Frau antwortet sie kann nicht, sie hat ein kleines Kind auf dem Arm. Da stehen aber vier Frauen um sie herum. Da frage ich mich schon, ob eine von denen das Kind nicht mal hätte nehmen können.“

Eine andere Lehrerin berichtet: „Ich wurde einmal von einer Kollegin angesprochen, ob ich nicht einen Deutschkurs für Frauen anbieten könnte. Das hätte ich auch sehr gern gemacht. Aber der Kurs ist nicht zustande gekommen, weil die Teilnehmerinnen zum verabredeten Termin nicht erschienen sind. Ich habe dann indirekt erfahren, warum sie nicht gekommen sind, dass die Kinder sie nicht weggelassen haben, dass ihre Männer das nicht so wollten, oder dass sie den Termin einfach vergessen hätten. Aber das waren Ausreden, weil sie ja gar nicht raus müssen, es findet ja hier in der Unterkunft statt, und die Kinder hätten sie auch mitbringen können.“ (Ehrenamt, HStr) Dazu das UKMS lapidar: „Vor allem Mütter verstecken sich gerne dahinter, dass sie Mütter sind und dass sie deswegen kein Deutsch lernen können“. (UKSM)

(4) Noch einmal Holmbrook

Zum Schluss noch einmal zum Holmbrook. Dort erging es dem niedrigschwelligen Sprachangebot für Frauen auch nicht viel anders. Dort hatte man, vielleicht auch wegen des erfolgreichen Geschlechtergemischs im Begegnungscafés, zunächst gar keinen Anlass gesehen, um ein eigenes Frauencafé für Deutschunterricht einzurichten. Wozu eine geschlossene Frauengruppe, könnte man fragen, wenn es auch ohne Geschlechtertrennung geht?

Als dann die Deutsch AG endlich doch die Initiative ergriff, wurden zweimal in der Woche offene Sprachkurse für Mütter mit kleinen Kindern angeboten. Doch das Frauencafé wurde nicht angenommen. Es kamen nur jeweils ein oder zwei Frauen auf Besuch. Da das Konzept sehr aufwändig geplant war, weil immer zwei Lehrerinnen der Deutsch AG abgestellt wurden um eventuell mitgebrachte Kinder bei Bedarf zu betreuen, wurde einer der beiden Termine zum Jahresende 2017 wegen ausbleibender Nachfrage eingestellt. Der zweite stand auf der Kippe.

Bei dieser Gemengelage aus bemühtem Entgegenkommen und unverständlich bleibender Un erreichbarkeit ist es vielleicht kein Wunder, dass bildungsgewohnte und bildungshungrige Bewohnerinnen aus Afghanistan oder Syrien, die aus eigenem Abtrieb lernen wollen und können, den mit viel Herzblut auf den Weg gebrachten ehrenamtlichen Sonderangeboten für Flüchtlingsfrauen den Rücken kehren.

Wie haben das oben am Beispiel der Sprachmittlerin dokumentiert, die beim Interview mit Azadeh und Nasrin gedolmetscht hat. [REDACTED]

[REDACTED] Dazu muss man wissen, dass die Geschlechtertrennung im höheren Bildungswesen Syriens ohnehin nicht existiert.

5.9 Vom Einzelunterricht zur flexiblen Einzelbetreuung: eine neue Unterrichtskultur?

Was wird angesichts solcher Erfahrungen vom ehrenamtlichen Deutschunterricht übrigbleiben. Was wird aus einem vor zwei Jahren mit so großem Elan gestarteten Projekt? Was bleibt davon übrig, wenn weder Appell noch Schließung, weder Leistungskurse für syrische Akademikersöhne noch niedrigschwellige Sonderangebote für bildungsferne Mütter mit Kleinkindern überzeugend greifen wollen? Muss man dann resignieren und aufgeben?

Wir wollen an dieser Stelle einen Perspektivwechsel vornehmen und eine andere Frage stellen: Was geschieht, wenn man nicht nach dem Königsweg („Best Practice“) sucht, sondern trotzdem weitermacht – trotz Fluktuation und Schülerschwund – und mit Langmut und Gelassenheit abwartet, was passiert dann? Wie passt man sich den Gegebenheiten an? Wie arrangiert man sich mit Enttäuschungen? Wird man als Ruheständler gelasseneren mit der eigenen, kulturell eingefleischten preußischen Disziplin oder protestantischen Ethik umgehen lernen?

Wenn wir diesen Fragen nachgehen, könnte sich zeigen, dass die Buntheit der Anpassungsstrategien, die wir am Ende der Euphorie vorgefunden haben, in einem verblüffend einfachen Arrangement konvergieren: Einzelunterricht und Patenschaft. So gesehen ist Deutschunterricht ein „Sachbezug“¹⁵, der hinter dem „Sozialbezug“ zurücktreten könnte, wenn die Krise des Deutschunterrichts weitere Kreise zieht. Dann könnte der Wunsch nach „Begegnung“ in den Vordergrund treten. Dazu zwei Zitate, die unterstreichen, dass der persönliche, auf gegenseitige Sympathie gegründete Austausch wichtiger wird als der Sprachunterricht:

„Mich hat an der Deutsch AG nicht so sehr der Unterricht interessiert, sondern um Leuten zu helfen, dafür ist es gut, dass man erst einmal damit anfängt, und dann ergibt sich das andere schon noch daraus.“ (Ehrenamt, SSt) „Ich finde es sehr schön, und das höre ich auch von den anderen Lehrern, dass wir keine Vorschriften haben, wie wir den Unterricht machen und wie wir mit den Flüchtlingen umgehen. Wenn mir ein Flüchtling besonders sympathisch ist, dann will ich ja nicht nur dem Flüchtling etwas Gutes tun, sondern ich tu mir ja selbst auch etwas Gutes damit, das ist zu fünfzig Prozent für mich selbst.“ (Ehrenamt, SSt)

(1) Lernkulturen des flexiblen Einzelunterrichts

Die neue Unterrichtskultur des Einzelunterrichts pflegt das Vermögen, sich auf neue Schüler einzustellen, zu erkennen woher sie kommen, welche Sprachen sie sprechen, wieviel Deutsch sie können, um dann sofort mit einem passenden Angebot zu reagieren. Denn, und hier kommt der halbierte pädagogische Eros (Fördern ohne zu Fordern) zum Tragen, „wir können sie ja nicht wieder nach Hause schicken. Wir müssen in der Tasche immer genug Vorrat an Unterrichtsmaterial bei uns haben, damit wir alles von Null bis Hundert anbieten können.“

Wenn man dann den mühsamen Weg vom Frontalunterricht über die missglückte Binnendifferenzierung bis zum Einzelunterricht gegangen ist, auf dem sich der Unterricht auf allerniedrigstem Niveau einpegelt, kann das aber auch sehr befriedigend sein für entspannte Menschen mit hoher Frustrationstoleranz. Das setzt freilich voraus, dass sie ihre Arbeit nicht primär an fachlichen Ansprüchen und am Leistungsausput messen, sondern schon einigermaßen

¹⁵ Die Ehrenamtlichen haben aber auch eher „Lust, sich da einzubringen, wo sie fachlich (...) gefragt sind. (...) Wenn sie aber merken, dass man ihrer fachlichen Kompetenz gar nicht so richtig braucht, dann sind sie auch schnell wieder weg.“

zufrieden sind, wenn sie überhaupt jemandem weitergeholfen haben.

Eine Lehrerin beschreibt diese Zufriedenheit so: „Wir sind zwei Lehrerinnen in unserem Kurs. Aktuell unterrichtet jede von uns einen oder zwei Schüler. Das ist schön, weil man sich ganz intensiv und individuell über eine Stunde lang mit dem einzelnen Schüler beschäftigen kann. Das hat auch Vorteile, gerade wenn es nicht so viele Schüler sind. Was wir zu Anfang gemacht hatten, war eher so wie der frontale Schulunterricht, wenn der Lehrer vor der Klasse steht. Das hat uns auch Spaß gemacht. Wir haben unsere Schüler im Chor antworten lassen und man hat an der Tafel gestanden und geschrieben.“

„Heute machen wir individuellen Unterricht und arbeiten nach einem Anfängerbuch oder mit Arbeitsblättern, die wir uns aus dem Internet zusammengesucht und herauskopiert haben. Da ist der Level ganz unten, unterstes Niveau. Wir wollen ja hier keine Kurse auf A1 oder A2 Niveau anbieten als Voraussetzung für die Jobaufnahme. Was wir wollen, ist Alltagstauglichkeit herstellen. Dass man sich in der Umwelt bewegen und fragen kann, wie komme ich nach Altona, wo fährt der Bus.“ (Ehrenamt, BK)

(2) Vom Einzelunterricht zur Patenschaft

Wer sich dagegen unter „Alltagstauglichkeit“ mehr vorstellen möchte als die schlichte Fähigkeit sich bei Passanten nach dem Weg zu erkundigen, ist sowieso längst gegangen. Wer Lern-erfolge sehen und mit lernwilligen, leistungsfähigen Schülern arbeiten möchte, anstatt wie Sisyphos jeden Tag den Stein wieder neu bergauf zu rollen, der hat vielleicht längst im offiziellen Unterricht der aufblühenden Integrationsindustrie angeheuert. Wer aber damit leben kann, jeden Tag wieder von vorn anzufangen, hat vielleicht andere Motive.

Wem es vor allem um die Begegnung mit anderen Menschen geht, der bleibt übrig. Allerdings wollen auch die Protagonisten der 1:1 Betreuung nicht jeden Tag wieder erneut bei null anfangen. Vielmehr sollte es, wenn schon denn schon, möglichst dieselbe Person sein, mit der man arbeiten möchte. Doch wenn es jedes Mal und über einen längeren Zeitraum hinweg derselbe Schüler oder dieselbe Schülerin ist, dann ist der Punkt erreicht, an dem Patenschaft beginnt. „Aber man sagt ja jetzt nicht mehr Patenschaft. Wir haben diskutiert, wie man das sonst nennen kann. Eine von uns benutzt jetzt den Begriff Partner.“ (Ehrenamt, NStr)

Von manchen Deutsch AGs ist zu dazu hören, „dass viele Lehrer inzwischen einen oder zwei Schüler persönlich betreuen, manche wollen aber auch gar nicht so persönlich einsteigen, wie das dann nötig wäre.“ Von anderen Gruppen hört man aber, dass „die meisten Lehrer dazu nicht bereit sind und einfach nur Deutsch unterrichten wollen“. Diejenigen, die sich näher auf einzelne Bewohner oder Familien einlassen, haben offenbar zwei Motive: Bereitschaft zu Überschreitung der Unterrichtssituation und persönliche Sympathie.

„Wir sind hier in unserem Zweierteam mehr von der Lebenshilfe und sehen das nicht so eng mit dem Deutschunterricht. Da kommt zum Beispiel ein Brief von der Diakonie, die Tochter soll vom Fahrdienst zur Schule abgeholt werden und der Vater muss sie morgen früh um 7 an die Straße bringen, pünktlich 5 Minuten vor Abfahrt. Das versteht er nicht und ich erkläre ihm was im Brief steht. Das ist für mich auch Deutschunterricht.“ (Ehrenamt, SSt II)

Worin besteht der Unterschied zwischen den „grenzüberschreitenden“ Deutschlehrern und

anderen Ehrenamtlichen? „Es gibt keinen Unterschied in der persönlichen Betreuung. Aber der Aufhänger ist bei uns immer der Deutschkurs. Und wenn wir uns gut verstehen und sich weitere Fragen ergeben, helfe ich auch gerne einmal bei der Wohnungssuche oder bei der Praktikumsvermittlung.“ (Ehrenamt, LHStr) Und dann könnte der Deutschunterricht über die persönliche Betreuung einzelner Schüler zu patenschaftlichen Beziehungen führen.

Wenn wir einen Blick nach vorn werfen, so geht es beim derzeitigen Stand der Erfahrungen vor allem darum, neue Kombinationsmöglichkeiten von gesprächsorientiertem Deutschunterricht mit anderen Aktivitätsfeldern der personen- oder familienbezogenen Betreuung zu fördern. Danach wäre der Sprachunterricht nach wie vor als Kerngeschäft der Integrationsarbeit anzusehen. Allerdings wäre eine Akzentverschiebung vonnöten, die ein variables Angebot von Kleingruppenbetreuung mit aufsuchendem Deutschunterricht kombiniert. Diese Akzentverschiebung wäre mit öffentlichen Mitteln zu fördern und zu verstärken. Dass dies aufgrund der Eigeninitiative von ehrenamtlichen Flüchtlingshelfern schon heute auf vielfältige Weise geschieht, spricht nicht gegen staatliche Fördermaßnahmen, sondern sogar noch dafür.

Einen dazu passenden Begriff gibt es auch schon: aufsuchende Sprachpatenschaften. In Zukunft käme es darauf an, Experimentierfreude und Einsatzbereitschaft von aufsuchenden Sprachpaten systematisch aufzugreifen, öffentlich zu ermutigen und durch geeignete Fördermaßnahmen zu unterstützen. Dafür wäre es nötig, in den Deutsch AGs und unter den aktiven ehrenamtlichen Deutschlehrern vor Ort das Bewusstsein davon zu verbreitern, dass die Betreuung von Schülern kein Nebenprodukt des Unterrichts ist, das quasi nebenher abfällt, sondern sich in der besonderen Verbindung von Personenbetreuung und Sprachvermittlung von der Nebensache zur Hauptsache wird. Wir kommen im übernächsten Kapitel darauf zurück.

Sprachpatenschaften

- Wenn es stimmt, dass der Deutschunterricht der Königsweg zur Patenschaft ist: Wie lässt sich dieser Weg durch geeignete Fördermaßnahmen abstützen und ausbauen?
- Wie können die neuen flexiblen Lernkulturen des Spracherwerbs mit ihren Übergängen zur Patenschaft durch geeignete Fördermaßnahmen weiterentwickelt werden?
- Die patenschaftliche Betreuung von Schülern ist kein Nebenprodukt, das nebenbei abfällt. Vielmehr wird die persönliche Betreuung in ihrer besonderen Verbindung mit der Sprachvermittlung von einer Nebensache zur Hauptsache.

6 Arbeit und Ausbildung

Um Zugang zum Arbeits- und Ausbildungsmarkt zu finden, können die Unterkunftsbewohner von verschiedenen Seiten Unterstützung und Hilfe erhalten. Da sind zuerst die offiziellen Anlauf- und Beratungsstellen (Jobcenter, W.I.R., ZAA) zur Jobvermittlung und Zeugnisanerkennung zu nennen. Dann gibt es die hauptamtlichen Mitarbeiter vom Unterkunfts- und Sozialmanagement (UKSM). Sie helfen den Bewohnern im Rahmen der „Verweisberatung“ bei der Beschaffung notwendiger Informationen über Adressen und Anlaufstellen. Und schließlich gibt es ehrenamtliche Initiativen, die ihre Aufgabe darin sehen, Arbeits- und Ausbildungsplätze für Flüchtlinge auf informellen Wegen zu vermitteln.¹⁶

Die erste Frage dieses Kapitels lautet: Welche Erfolgchancen haben ehrenamtliche Arbeitsvermittler von Nachbarschaftsinitiativen? Wie sieht die ehrenamtliche Vermittlungsarbeit vor Ort aus? Wo finden sie ihre Nische, um sich neben und zwischen den Jobcentern der Arbeitsagentur, den öffentlich-privaten Vermittlungseinrichtungen und spezialisierten Trägerschaften nützlich zu machen? Die Frage ist auch, ob ehrenamtliche Arbeitsvermittler ähnliche Erfahrungen wie ehrenamtliche Deutschlehrer gemacht haben, denen die „Konkurrenz“ der offiziellen Integrationskurse das Wasser abgegraben hat. Müssen wir von der eher pessimistischen Annahme ausgehen, dass die Aktivitäten ehrenamtlicher Arbeits- und Ausbildungsvermittler in den von uns untersuchten Folgeunterkünften vor ähnlichen Schwierigkeiten stehen?

Die zweite Frage lautet: Was unternehmen die Bewohner der Unterkünfte, um in Lohn und Brot, in Arbeit und Ausbildung zu kommen? Welche Erwartungen und Hoffnungen haben sie, welche Schwierigkeiten und Enttäuschungen erleben sie? Um es gleich vor auszuschicken: Die Bewohner, so wurde von allen Befragtengruppen berichtet, haben ein starkes Interesse an Arbeit und Ausbildung. Während im Jahr 2016 noch große Unsicherheit herrschte, wie es mit ihnen weitergehen sollte, haben viele Geflüchtete ein Jahr später recht gut gelernt sich auf Deutsch zu verständigen und können sich besser vorstellen, wie das Leben in Deutschland ist. Damit ist auch der Wunsch gewachsen, eine Berufsperspektive zu entwickeln.

6.1 Arbeitsmarkt AGs und Zufallskontakte

Es gibt gute Gründe für die Vermutung, dass es um die Erfolgsaussichten von ehrenamtlichen Arbeitsvermittlern besser stehen könnte als mit denen von ehrenamtlichen Deutschlehrern. Was gibt Anlass für diese Vermutung? Anlass geben Zahlen aus einschlägigen Arbeitsmarkstudien.¹⁷ Danach wird ein statistisch relevanter Anteil an Praktikums- und Arbeitsstellen über private Kontakte und zivilgesellschaftliche Initiativen an Migranten und Flüchtlingen vermittelt. Einer empirischen Studie der OECD zufolge gaben über 40 % der befragten Arbeitgeber

¹⁶ Zur Arbeitsmarktintegration aus der Flüchtlingsperspektive vergleiche zuletzt Etzold, Benjamin (2018), Arbeit trotz Asyl? Erlebte Chancen und Hürden von Geflüchteten beim Zugang zu Arbeit, in: Becker, Manuel/Kronenberg, Volker/Pompe, Hedwig (Hrsg.), Fluchtpunkt Integration, Wiesbaden, 319–353.

¹⁷ In der Längsschnittbefragung von Migranten werden seit 2013 auch Geflüchtete befragt. Es werden sowohl Bildungs- und Berufsabschlüsse der Migranten als auch die Beschäftigungsquote erfasst, ferner, wie sie in Arbeit finden. Ein zentrales Ergebnis der IAB-SOEP-Migrationsbefragung besteht darin, dass mehr als der Hälfte der Migranten eine Beschäftigung über persönliche Kontakte vermittelt wird. Der formale Arbeitsmarkt spielt ebenfalls eine Rolle, beispielsweise durch die Vermittlung der Jobcenter. Die neuesten Befragungsergebnisse (Befragungszeitraum bis Ende 2016) liegen noch nicht vor. (Eisnecker & Schacht 2016)

an, dass sie einen Teil ihrer offenen Stellen mit geflüchtete Menschen durch Vermittlung zivilgesellschaftlicher Initiativen besetzen konnten (OECD 2017, 11).

Auch die IAB-SOEP-Migrationsbefragung, eine grundlegende Studie zur Arbeitsmarktintegration von Migranten (Brücker et al. 2016; Vallizadeh, Giesselmann, Romiti & Schmelzer 2016), kommt zu Ergebnissen, die unsere Vermutung unterstützen könnten. Die IAB-SOEP-Migrationsbefragung zeigt, dass rund die Hälfte der Geflüchteten ihre erste Arbeitsstelle mit Hilfe von Bekannten oder Verwandten gefunden hat (Eisnecker, Schacht 2016, 757).

Das spricht dafür, dass der Arbeitsmarktzugang über informelle Privatvermittlungen schneller als über formelle Kanäle gelingen könnte. „So hatten zwischen 68 und 81 Prozent derjenigen, die informell erfolgreich waren, nach drei Jahren eine Anstellung, während das nur auf 39 bis 57 Prozent zutraf, die formell erfolgreich waren.“ (Eisnecker, Schacht 2016, 762f.) So gesehen liegt im persönlichen Kontakt eine große Chance um einen Zugang zum Arbeitsmarkt zu finden. Hier liegt auch die Chance für Initiativen, die in der informellen Vermittlung aktiv werden wollen.

Die Zahlen zeigen aber auch, dass der Weg bis zur regulären Anstellung langwierig ist. Auch nach drei Jahren liegt der Anteil regulärer Anstellungen unter denjenigen, die erfolgreich vermittelt werden könnten, erst bei 50 bis 75 Prozent. Die übrigen 25 bis 50 Prozent blieben ohne Anstellung und gehören demnach zu den prekär Beschäftigten. Dann gibt es aber noch die Gruppe derer, die keinen Vermittlungserfolg aufweisen.

Wenn wir hypothetisch annehmen, dass die Hälfte der neuen Flüchtlinge zu den erfolglos Vermittelten (oder Unvermittelbaren) gehören, dürfte der Anteil regulärer Anstellungen nach drei Jahren vielleicht ein Viertel betragen. Für Bewohner, die ohnehin erst vor zwei Jahren gekommen sind, besteht kein Anlass zu kurzfristigem Optimismus. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass ein Potenzial für die informelle Privatvermittlung vorhanden ist, von dem auch die Nachbarschaftsinitiativen profitieren könnten.

(1) Arbeitsmarkt AGs: Beratung und Planung

Die Nachbarschaftsinitiativen betätigen sich auf dem Gebiet der Arbeits- und Ausbildungsvermittlung durch personenbezogene Beratung von „Mentoren“. Sie begleiten Bewohner zum Jobcenter, helfen beim Erstellen von Lebensläufen und Bewerbungsunterlagen und vermitteln Praktika sowie Arbeits- und Ausbildungsplätze. Dabei kann man zwei Wege der ehrenamtlichen Vermittlung unterscheiden. Der erste ist organisiert und geplant. Es ist der Weg der Vermittlung durch geplante Beratung und Begleitung. Der zweite Weg ist spontan und ungeplant. Es ist der Weg der Vermittlung durch unvorhersehbare Zufallskontakte.

Der erste Weg beginnt – ähnlich wie beim Deutschunterricht – mit der Bildung einer Arbeitsgemeinschaft. Im Unterschied zu den Deutsch AGs, die in den meisten Unterkünften von einer Gruppe besonders interessierter „Deutschlehrer“ gegründet wurden, gibt es Arbeitsmarkt AGs nur im Holmbrook und in der Luruper Hauptstraße. In beiden Unterkünften bestanden die AGs Arbeitsmarkt zunächst aus etwa fünf Personen, von denen nach anderthalb Jahren noch zwei übrig waren. Die AGs richteten regelmäßige Sprechstunden ein, um „Laufkundschaft“ zu informieren und zu beraten, um arbeitsinteressierte Bewohner zu unterstützen und Sondertermine zu vereinbaren und passende Vermittlungen zu organisieren.

Dazu gehörten flankierende und vorbereitende Aktivitäten wie personenbezogene Profilanalysen des Qualifikationspotenzial von interessierten Bewohnern sowie Berufsfeldrecherchen möglicher Einsatzgebiete. Diese Aktivitäten waren, so wie der Deutschunterricht, teilweise sehr einarbeitungs- und vorbereitungsintensiv. Sie reichten vom Verfassen von Lebensläufen bis zur Begleitung zum Jobcenter oder zu Vorstellungsgesprächen. Dabei entwickelten sich teilweise auch besondere Kooperationsbeziehungen zwischen Mitarbeitern der Arbeitsmarkt AG und Mitarbeitern des UKSM, die sich offenbar ganz gut ergänzten.

Während die Vermittlungsaktivitäten der lokalen Initiativen relativ breit aufgestellt sind, ist das UKSM in seinen Aufgaben weitgehend auf die Verweisberatung beschränkt. Insofern hat das UKSM gar nicht die Zeit, um sich um einzelne Bewohner so gründlich zu kümmern wie es notwendig wäre. Dennoch haben einige Mitarbeiter des UKSM auf Unterkunftsebene versucht (NStr, SSt), auf Stadtteil- oder Bezirksebene Job-Netzwerke aufzubauen oder lokale Kooperationsvereinbarung mit der Berufsagentur zu treffen, um Praktika oder Jobs an ihre Bewohner zu vermitteln. Dabei arbeiteten Ehrenamtliche und Hauptamtliche teilweise Hand in Hand, wie beispielsweise bei der Vermittlung eines Bewohners „mit grünem Daumen“ an eine Gärtnerei. Aus diesem Praktikum ist mittlerweile ein festes Arbeitsverhältnis geworden.

Dabei machten die AGs unterschiedliche Erfahrungen, darunter auch weniger erfreuliche. Eine herbe Enttäuschung bestand darin, dass etliche Bewohner zunächst hocherfreut und hochmotiviert in die Sprechstunde kamen, dann aber den Beratungsprozess, der gerade erst begonnen hatte, ohne ein Wort der Erklärung und ohne Rückmeldung wieder abbrachen. Die offene Sprechstunde konnte ihren Zweck als Anlauf- und Schaltstelle nicht erfüllen.

Bewohner kamen eher zufällig vorbei, wenn sie gerade auf dem Wege ins Café waren. Einige wurden auch vom UKSM hergeschickt. Aber daraus konnten sich offenbar keine stabilen, vertrauensvollen Beratungsverhältnisse entwickeln. Warum war das so? Die Antwort von Ehrenamtlichen war, dass arbeitsuchende Bewohner aus Enttäuschung nicht wiederkämen. Sie hätten illusorischer Weise damit gerechnet, jetzt und auf der Stelle ihr Geld verdienen zu können.

(2) Vermittlung durch Zufallskontakte

Der zweite Weg ist ungeplant. Er ergibt sich aus unvorhersehbaren Zufallskontakten. Er führt um zwei oder drei Ecken von Ehrenamtlichen, die sich zuvor meistens schon als Paten um bestimmte Bewohner gekümmert haben, zu Bekannten mit arbeitsmarktrelevanten Kontakten. Bei passender Gelegenheit legen die Paten ein gutes Wort für ihre Schützlinge ein, und mit viel Glück kommt dann eins zum anderen. Die Bedeutung von Zufallskontakten zeigt sich erst auf den zweiten Blick. Beim Sortieren und Ordnen der Fallgeschichten wird deutlich, dass die Anzahl der Zufallsvermittlungen durch befreundete Paten und deren Bekannte möglicherweise viel größer ist als die Zahl der geplanten Vermittlungen durch die AGs.

Außerdem zeigen unsere Befragungen, dass die Paten, die erst nachträglich und unbeabsichtigt zu Arbeitsvermittlern geworden sind, teilweise Beachtliches geleistet haben. Im Unterschied zu den ehrenamtlichen Arbeitsmentoren der AG hatten sie zunächst ja gar nicht im Sinn gehabt, als Arbeits- und Ausbildungsvermittler tätig zu werden. Aber nachdem sie sich mit einzelnen Flüchtlingen angefreundet und deren Familien unter ihre Fittiche genommen hatten, ergab sich das oftmals wie von selbst.

Wenn die Gelegenheit gekommen war, halfen sie ihnen zuerst bei Alltäglichkeiten, beim Meldeamt, beim Arztbesuch, dann beim Deutschlernen, bei der Erkundung der Stadt, und schließlich hatten sie ihnen irgendwann einen Aushilfsjob, ein Praktikum oder eine Ausbildungsstelle besorgt. Dabei gab und gibt es Schwierigkeit noch und noch. Wer das vorausgeahnt hätte, hätte sich vielleicht gar nicht erst darauf eingelassen.

Andere wachsen aber erst richtig an den Hausforderungen der Arbeitsvermittlung. So zum Beispiel eine [REDACTED]

Sie hat nach eigener Auskunft fast [REDACTED] bisher aber ohne Erfolg. Das zeigt, wie hartnäckig sie ihr Ziel verfolgt hat. Sie hat den Eindruck gewonnen, dass manche vielleicht einen Auszubildenden haben wollten aber keinen Flüchtling einstellen mochten. Außerdem meint sie, [REDACTED] Dann hat aber der Zufall auch diesem vorerst missglückten Unternehmen eine glückliche Wendung gegeben: [REDACTED]

Dieser Bericht ist nicht nur deswegen interessant, weil er das persönliche Engagement von ehrenamtlichen Paten für die Belange ihrer Patenkinder unterstreicht. Er ist auch deswegen interessant, weil es um einen typischen Fall von informeller Privatvermittlung ohne Anschlussperspektive geht. Darüber mehr im nächsten Abschnitt, in dem es aber zunächst um Praktikumsvermittlungen geht, die in ein Ausbildungs- oder Beschäftigungsverhältnis einmündeten. Dabei zeigt sich auch, dass wir in unserem Bericht mit nur zwei Beispielen aufwarten können, in dem es um eine gelungene formelle Vermittlung durch das Jobcenter geht. Alle anderen Beispiele (insgesamt etwa 30 Fälle), handeln von informeller Vermittlung. Ob das daran liegen könnte, dass wir die falschen Leute gefragt haben? Das mag sein.

Gleichwohl scheinen offizielle Vermittlungen vom Jobcenter oder von freien Trägern nach den bisherigen Erfahrungen der AGs für Arbeit und Beruf kaum zustande gekommen zu sein – wobei die AGs einräumen, dass sie darüber keine gesicherten Aussagen treffen können. Außerdem ist zu beachten, dass die meisten privaten Vermittlungen durch Zwischenschaltung von zwei oder drei Relaisstationen zustande kommen. Daher muss der Vermittlungserfolg als „Leistung“ meistens mehreren Personen gutgeschrieben werden. Und das wiederum unterstreicht die Notwendigkeit der Netzbildung bei der Arbeitsvermittlung. Insofern wird es darauf ankommen, in späteren Untersuchungen das Zusammenspiel von AGs, UKSM und Paten genauer unter die Lupe zu nehmen, wenn man wissen möchte, wie lokale Job-Netzwerke auf Stadtteil- oder Bezirksebene aussehen müssten, um erfolgreich arbeiten zu können.

Schließlich wurde auch deutlich, dass sich ehrenamtliche Vermittlungsarbeit nicht in der Suche nach Beschäftigungsverhältnissen erschöpft. Vielmehr ist es sinnvoll, dass ehrenamtlich Engagierte „ihre“ Bewohner auch dann noch unterstützen, wenn sie bereits einen Job gefunden haben. Eine Ehrenamtliche berichtet, wie sie regelmäßig bei der Arbeitsstelle eines von ihr betreuten Bewohners vorbeikam, um durch ihre Anwesenheit zu demonstrieren, dass er

ihre Unterstützung hat, falls man dort auf die Idee käme ihn auszunutzen. Vermutlich Schwarzarbeit. Wir kommen im Kapitel über die Patenschaften darauf zurück.

6.2 Die Guten ins Töpfchen?

Auch unsere Untersuchung bestätigt, dass die Arbeitsmarktchancen sehr ungleich verteilt sind. Es gibt nach Einschätzung der Arbeitsmarkt-AGs zwei Gruppen von Geflüchteten, die sehr unterschiedliche Bildungsvoraussetzungen und Berufsorientierungen mit sich bringen. Da sind einerseits die Bildungsnahen. Sie sprechen auf die hiesigen Ausbildungsanforderungen und Qualifizierungsangebote relativ gut an.

Andererseits gibt es die Bildungsfernen, darunter viele Analphabeten, die ihre an Körperkraft, Geschicklichkeit und Ausdauer orientierte Arbeitskraft ohne komplizierte Umwege anbieten wollen, um hier und jetzt Geld zu verdienen. Sie streben im Niedriglohnsektor nach Hilfstätigkeiten mit kurzer Anlernzeit und müssen sich mit geringem Verdienst zufriedengeben, z.B. als Küchenhilfe in Restaurants, als Hilfsarbeiter im Baugewerbe, als Transport- und Lagerarbeiter, im Nachtschichteinsatz etc.

Wer in die höheren Arbeitsmarktsegmente strebt und entsprechende Voraussetzungen mitführt, muss trotzdem mit Hindernissen und Handicaps rechnen, die der Arbeitsaufnahme entgegenstehen. Dazu zählt der ungesicherte Aufenthaltsstatus, der für die meisten Geflüchteten weniger als drei Jahre beträgt. Das lässt viele Arbeitgeber zögern, sich auf ein reguläres Arbeits- oder Ausbildungsverhältnis einzulassen, auch wenn die Qualifikation stimmt. Hinzu kommen sehr gute Deutschkenntnisse, die als basale Zugangsvoraussetzung zum Arbeitsmarkt gilt. Bei Praktikumsstellen zum Austesten reicht normalerweise B1, beim Studium oder bei akademisch qualifizierter Tätigkeit wird in der Regel C1 verlangt.

Hinzu kommen spezielle Bildungsvoraussetzungen, die durch Zeugnisse nachgewiesen werden müssen. Wie oben beschrieben, spielt der im Herkunftsland erworbene berufliche Bildungshintergrund eine entscheidende Rolle beim Zugang zum Arbeitsmarkt. Das Problem ist, dass viele Bewohner keine berufsqualifizierenden Zeugnisse erworben haben, da es in ihren Herkunftsländern und vor allem im Handwerk keine formalisierten und zertifizierten Ausbildungsgänge in unserem Sinne gibt. Das war kein besonderes Thema in unseren Befragungen. Ausbildung wäre hier eben formal, so hieß es dazu, und darum spielten Zeugnisse eine so wichtige Rolle. „Daran müssen sich die Geflüchteten gewöhnen“.

(1) Praktika mit Anschlussperspektive

Wie sieht es nun aus mit dem Vermittlungserfolg von Arbeits- und Ausbildungsplätzen durch ehrenamtliche Mentoren? In den Wohnunterkünften werden keine Zahlen erfasst, so dass wir auf Schätzungen der Arbeits-AGs und des UKSM angewiesen sind. Danach dürfte der Anteil der Bewohner, die an Praktika teilgenommen, Berufsausbildungen begonnen oder Jobs gefunden haben, insgesamt sehr gering sein. Hier haben die gut Ausgebildeten mit Sekundarschul- oder Berufsfachschul- oder Universitätsabschluss die besten Chancen.

Wer im Herkunftsland studiert hat, kümmert sich weitgehend eigeninitiativ um die Anerkennung seines Zeugnisses und lernt vergleichsweise schnell Deutsch. Diese Gruppe stellt unter

den Unterkunftsbewohnern den kleinsten Anteil und sie profitiert am stärksten von den Angeboten der ehrenamtlichen Arbeitsmarktberatung. Um besser zu verstehen wie der Zugang zu Ausbildung und Arbeitsmarkt gelingen und woran er womöglich scheitern kann, wollen wir zuerst auf Praktika eingehen, die an berufliche Vorqualifikation anschließen und eine Studien- oder Übernahmeperspektive eröffnen können.

Das erste Fallbeispiel ist das eines jungen [REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

Das Beispiel zeigt, wie wichtig der engagierte Einsatz von überzeugenden Fürsprecherinnen ist, denn beide Frauen bürgten gewissermaßen für einander und für ihren „Patensohn“. Das Praktikum war unbezahlt aber lehrreich. Es sah eine Arbeitszeit von einem Tag pro Woche vor und ermöglichte es dem [REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

Nach dem Praktikum plant er seine Fachsprachenprüfung zu machen, um danach eine Berufserlaubnis zu beantragen und als [REDACTED] tätig zu werden. Danach müsste er nur noch die [REDACTED]. Es ist völlig klar, dass für diesen Mann ein Praktikum eine ausgezeichnete Möglichkeit zur Berufsvorbereitung bietet, auch wenn es von vornherein begrenzt ist. Doch wie steht es mit der Übernahme in ein festes Beschäftigungsverhältnis nach dem Praktikum? Hier geht es arbeitswilligen Flüchtlingen nicht viel anders als deutschen Absolventen einschlägiger Studiengänge.

Diese versuchen ebenfalls den Berufseinstieg über unbezahlte Praktika oder über sachgrundlos befristete, iterative Beschäftigungsverhältnisse zu finden. In der Tat werden Praktika zunehmend als Äquivalent für kettenartig verlängerte Probezeiten umfunktioniert. Dabei dürften die Chancen qualifizierter Migranten im mittleren Arbeitsmarktsegment schlechter stehen als die ihrer deutschen Mitbewerber. Das liegt daran, dass das Qualifikationsniveau auch von ausländischen Ausbildungsnachweisen, die als gleichwertig anerkannt wurden, meistens niedriger ist als vergleichbare Ausbildungsabschlüsse des dualen Berufsbildungssystems.¹⁸

Nachqualifikation beim Arbeitseinsatz ist daher unabdingbar (was auch für deutsche Absolventen gilt). Da kann man von Glück sagen, wenn es mit der Anschlussbeschäftigung so reibungslos klappt, wie in den beiden folgenden Fällen: [REDACTED]

[REDACTED] wurde anschließend übernommen; ein [REDACTED] hatte nach zahlreichen erfolglosen Bewerbungen endlich einen [REDACTED] mit Hilfe seiner Patin gefunden – mit der Option auf Übernahme im Fall der Bewährung. Beide Praktika sind über persönliche Kontakte von ehrenamtlichen Betreuern aus der Nachbarschaftsinitiative zustande gekommen.

¹⁸ „Belege aus einer Reihe von OECD-Ländern legen den Schluss nahe, dass berufsspezifische Sprachkurse, die im Idealfall am Arbeitsplatz angeboten werden, eine besonders effiziente Arbeitsmarktintegrationsmaßnahme darstellen (Liebig, Huddleston 2014: S.39).“

(2) Praktikumsabbruch: Rettung im zweiten Anlauf

Nicht immer läuft es so reibungslos. Anhand von zwei Fallgeschichten soll demonstriert werden, warum Vermittlungsdienste auch nach der Arbeitsaufnahme fortgesetzt werden müssen.

Das erste Fallbeispiel ist das eines jungen [REDACTED]

[REDACTED] So hat er einen Praktikumsplatz in einer [REDACTED] gefunden. Doch dann kommt es anders als erwartet.

Zwei Tage vor Praktikumsbeginn bekommt die Mentorin von [REDACTED] eine Nachricht auf WhatsApp. Darin informiert er sie kurz und knapp, er könne die Praktikumsstelle leider nicht antreten, und das ohne weitere Begründung. Danach ist er nicht mehr zu erreichen. Irgendwann trifft sie ihn wieder. Er wirkt sehr deprimiert. [REDACTED]

[REDACTED] Das war eine vorgeschobene Begründung, meint die Mentorin im Interview. Sie vermutet stattdessen, dass sein unerwarteter Rückzug damit zu tun hatte, dass er just zum Zeitpunkt des Praktikumsbeginns die [REDACTED] erhalten hatte.

[REDACTED] Inzwischen hat sich aber herausgestellt, dass er doch in Deutschland bleiben darf. Die Mentorin hat ihm [REDACTED] und dann haben sie gemeinsam einen zweiten Anlauf unternommen. Der Schreinermeister hat ihm eine zweite Chance gegeben. Tatsächlich hat er ein neues Praktikum in derselben [REDACTED] gestartet und berichtet, dass ihm die Arbeit gefällt, und der Meister bestätigt, dass er gut dabei ist. Das war eine „Rettung im zweiten Anlauf“.

Das zweite Fallbeispiel ist die Geschichte eines [REDACTED] Ohne „Rettung im zweiten Anlauf“ wäre wohl auch diese Geschichte schiefgegangen. Zur Vorgeschichte ist zu sagen, dass der junge Mann nach seinem [REDACTED]

Über den [REDACTED] gelangte er nach Deutschland, wo er nach zwei Zwischenstationen in einer unserer sechs Folgeunterkünfte untergebracht wurde. Nach dem B1 Kurs wurde er von einer freien Trägerschaft in eine Bildungsmaßnahme vermittelt, die junge Migranten aufs Handwerk vorbereitete. Anschließend konnte er bei einem [REDACTED] zunächst als Praktikant anfangen und drei Monaten später wurde er als Auszubildender übernommen.

Doch dann wurde er aber noch vor Ablauf der Probezeit völlig überraschend gefeuert. Was war geschehen? Die Mentorin der freien Trägerschaft, die ihm den Ausbildungsplatz vermittelt hatte, rief beim Firmenchef an. Der erklärte ihr, dass die vorzeitige Kündigung des Ausbildungsvertrags nicht wegen mangelnder Leistung, fehlender Einsatzbereitschaft oder Unfähigkeit erfolgt war. Vielmehr waren die Gesellen persönlich nicht länger bereit gewesen, ihren [REDACTED] mitzunehmen.

Er war, mit anderen Worten, untragbar geworden, weil die Gesellen nicht mit ihm klarkamen. Hatte er Widerworte gegeben? Aus Sicht des [REDACTED] stellte sich die Lage anders dar: die Gesellen hätten ihm nichts beigebracht und sich über ihn lustig gemacht. [REDACTED]

[REDACTED] Hinzu kommt, dass der Chef auf seine Gesellen angewiesen ist, dass Handwerksbetriebe von der Berufsqualifikation eigenverantwortlich tätiger Facharbeiter lebten.

Der [REDACTED] Azubi hat das zunächst nicht verstanden. [REDACTED] damit er in Zukunft besser verstehen könne, worüber die Gesellen sprechen. Dann hat er mit Hilfe seiner Handwerksmentorin eine neue Ausbildungsstelle gefunden. Dort versteht er sich gut mit den Gesellen und sein neuer Meister, der die Vorgeschichte kennt, ist zufrieden mit ihm und hat inzwischen noch einen weiteren [REDACTED] Lehrling eingestellt.

Beide Geschichten zeigen, dass es mit der erfolgreichen Vermittlung von Praktikum- oder Ausbildungsplätzen oftmals allein nicht getan ist. Vielmehr wartet auf ehrenamtliche Mentoren nach erfolgreicher Vermittlung eine zweite Aufgabe, die eine andere Art von Engagement erfordert als die reine Jobsuche. Wer sich ernsthaft darauf einlassen möchte, sollte sich darauf gefasst machen, dass man als verantwortungsbewusste Patin darauf gefasst sein muss, dass man die Hände nicht wird in den Schoß legen können, nachdem man sein „Patenkind“ in Lohn und Brot gebracht hat. Die Herausforderungen, die danach auf den Paten warten, möchte ich unter dem Stichwort der „Rettung im zweiten Anlauf“ diskutieren.

(3) Praktika mit offenem Ausgang

Die meisten auch berufsnahen Praktika werden von vornherein ohne Übernahmeperspektive vereinbart. Das gilt beispielsweise für einen [REDACTED]

[REDACTED] das ihr vom „Lotsenprojekt“ vermittelt worden war. Ob sich daraus eine Anschlussperspektive ergeben kann, ist offen.

Es gilt aber auch für Qualifikationen wie die des [REDACTED] Das ist eine im Ballungsraum Hamburg kaum nachgefragte Kompetenz. Nachdem sein Zeugnis nach einer entsprechenden Nachprüfung anerkannt worden war, wurde ihm ein dreiwöchiges Schnupperpraktikum in einer [REDACTED] vermittelt. Ein typischer Fall von Fehlallokation? Bleibt die vage Hoffnung, dass Praktika sich bei weiteren Bewerbungen noch einmal als nützlich erweisen könnten. Zielführender ist wahrscheinlich die Perspektive eines Neuanfangs nach Umschulung.

Wie steht es mit „berufsfernen“ Praktika? Darunter kann man Praktikumsangebote verstehen, die weder mit den früheren Berufserfahrungen noch mit den künftigen Berufsperspektiven von Bewerbern zu tun haben. Dabei könnte man im ungünstigen Fall in eine Demotivierungsschleife hineingeraten, im günstigen Fall könnte man für sich eine neue Perspektive entdecken. So im Fall eines jungen [REDACTED] der zunächst eigentlich nur wusste, was er nicht wollte: Er wollte sein [REDACTED] nicht fortsetzen. Die Mentorin schildert ihn als engagierten, umtriebigen jungen Mann. [REDACTED]

Da er mit dem Deutschlernen allein nicht ausgelastet war und unbedingt arbeiten wollte, um Land und Leute kennen zu lernen, wie er betonte, besorgte ihm seine Mentorin ein unbezahltes Praktikum [REDACTED]

[REDACTED] Es entsprach aber nicht, wie sich dann herausstellte, seinen Wünschen und Neigungen. Später [REDACTED]

Seine Mentorin hat daraufhin beim Arbeitsamt angerufen und die nötigen Formalitäten geklärt und sie will ihn begleiten, wenn er den Arbeitsvertrag unterschreibt. Er war auch schon einmal zum Probearbeiten dort. Das hat aber mit seinem neuen Berufswunsch nichts zu tun, der sich allmählich ganz nebenher entwickelt hat: [REDACTED] studieren.

6.3 Das schnelle Geld und die Schwarzarbeit

Liebau und Salikutluk berichten, dass viele Geflüchtete angeben, über einen Berufsabschluss aus ihrem Herkunftsland zu verfügen. Gleichwohl nutzen aber nur ein Drittel das Angebot ihre Zeugnisse hier anerkennen zu lassen. Dabei könnte auch die niedrige Anerkennungsquote eine abschreckende Rolle spielen (Liebau/Salikutluk 2016, 732-738). Ist die Anerkennung bloßer „Papierkram“? Einige Ehrenamtliche scheinen das offenbar so ähnlich zu sehen. Andere meinen dagegen, die geringe Anerkennungsquote läge im Qualifikationsabstand zwischen dem hiesigen Ausbildungssystem und denen der Herkunftsländer begründet.

Einer neuen Studie zufolge gehören etwa drei Viertel der Alterskohorte von 18 bis 34 Jahren, die seit 2015 zugewandert sind, zur Gruppe der Menschen mit geringem Bildungsabschluss und schlechter Bleibeperspektive (Stifterverband & McKinsey 2017, 22-23). Überträgt man diese Zahlen auf unsere Unterkunftsbewohner, so dürfte der Anteil mit geringem oder gar keinem Bildungsabschluss eher noch höher liegen. Der Grund ist der, dass die besser Ausgebildeten zu den ersten gehören, die die Unterkünfte wieder verlassen und in ihre eigenen Wohnungen ziehen. Doch wie können diejenigen, die in den Unterkünften zurückbleiben, von den Programmen und Maßnahmen zur Arbeitsmarktintegration erreicht werden?

Praktikumsangebote stoßen bei ihnen auf deutlich geringeres Interesse. Es liegt auf der Hand, dass Menschen, die nach einem unbezahlten Praktikum eine reelle Chance auf einen festen Ausbildungsplatz haben, stärker motiviert sind als Menschen, die keine Chance auf eine Anschlussbeschäftigung sehen oder überhaupt noch nicht wissen, was sie beruflich interessiert

und was sie werden wollen. Hinzu kommt, dass der Abzug von Verdienstanteilen von sozialstaatlichen Alimentierungen und Hilfeleistungen ziemlich demotivierend wirkt – oder dass die Motivation umgeleitet wird in die Schwarzarbeit. Wie ist das zu bewerten?

Dazu eine Stimme aus der Arbeitsmarkt AG: „Man hat schon den Eindruck, dass der eine oder andere schon sehr schnell in dieser ‚ich bekomme doch alles‘-Mentalität ist. Das kommt ganz oft bei dem Thema Job. Denn wenn sie dann einen Job annehmen, auch einen geringfügigen, bekommen sie ja nicht das ganze Geld. Dann ist das Geschrei groß.“ (Ehrenamt, Arbeitsmarkt AG) Das kann man allerdings auch anders sehen. Wenn man annimmt, dass Arbeitsmarktvorschriften auch dazu beitragen können die Eigeninitiative von Arbeitsuchenden zu lähmen, egal ob Einheimische oder Geflüchtete, dann stellt sich schon die Frage: Warum sollte man sich um einen Job bemühen, wenn das Geld gleich wieder einbehalten wird?

(1) Ausbildung zuerst!

Tatsächlich sind viele Bewohner mit der Voreinstellung angekommen zunächst einmal schnelles Geld zu verdienen. Das gilt auch für etliche gut ausgebildete junge Männer. Sie wollen lieber jetzt und sofort geringqualifizierte Aushilfsjobs annehmen, als sich den langwierigen Mühen der deutschen Berufsausbildung zu unterziehen. Das finden bildungsnahe, beruflich erfolgreiche Ehrenamtliche, gelinde gesagt unverständlich, da sie von konträren Voreinstellungen ausgehen. Sie hätten „andere Pläne“ für „ihre“ Bewohner gehabt, heißt es dann mit un-verhohlenem Unmut. Da kann es passieren, dass Enttäuschung in Ärger umschlägt.

Das kann zu Spannungen zwischen Bewohnern und Mentoren führen. Für bildungsaffine Mentoren gilt die duale Berufsausbildung als Königsweg in die deutsche Arbeitswelt und in den beruflichen Aufstieg. Daher die ausgeprägte Präferenz gebildeter Betreuer für intelligente syrische Flüchtlinge mit Sekundarschul- oder Postsekundarabschluss, die ihrerseits über einen ausgeprägten Sinn für langfristige Bildungsinvestitionen verfügen. Sie haben beste Ausbildungs- und Arbeitsmarktchancen in Deutschland und erfahren die meiste Unterstützung von ehrenamtlichen Betreuern. Wenn Flüchtlinge, die zu den besten Hoffnungen Anlass geben, solchen Erwartungen nicht gerecht werden, ist das für ihre Betreuer eine Enttäuschung.

So geschehen im Fall eines jungen [REDACTED] der kurz vor seiner [REDACTED] Schwarzarbeit? Das auch, aber das war nicht ihr Problem. Sie war dagegen, weil er sich auf die Prüfung vorbereiten sollte. Aber er wollte nicht auf sie hören und sie meinte, „dann soll er es auch so machen.“ Dahinter steht die von etlichen Mentoren geteilte Erfahrung, dass jungen Männern der Weg in eine qualifizierte Beschäftigung zu lange dauert, weil sie von innerer Ungeduld getrieben werden. In verschiedenen Interviews zeigt sich, dass die Erwartungen von Ehrenamtlichen und Bewohnern in Fragen der Ausbildungsinvestitionen nicht übereinstimmen.

So auch im Fall eines anderen jungen Mannes, den ein älteres deutsches Ehepaar mit großen Hoffnungen zum Jobcenter begleitet hatte. „Wir hatten uns vorgenommen, für ihn einen Praktikums- oder Ausbildungsplatz zu finden“. Das einzige Ausbildungsangebot, das damals noch offen war und das ihm außerdem auch zugesagt hatte, war eine Ausbildung zum [REDACTED]. Doch bevor er sich entscheiden konnte, war die Lehrlingsstelle schon wieder vergeben. Im Jobcenter wurde ihm gesagt, er müsse nun ein halbes Jahr warten, bis es wieder eine

Möglichkeit gäbe. Etwas später erzählt er dem Ehepaar, er arbeite jetzt a [REDACTED] und verdiene endlich Geld. Vermutlich in Schwarzarbeit, wie seine enttäuschten „Ziehelnern“ vermuten.

Als er dann auch noch durch die Sprachprüfung fiel, kam zur Enttäuschung ein gewisser Ärger hinzu. „Das ist etwas, was uns richtig frustriert, wenn der Flüchtling nicht mehr mitzieht und es im Sande verläuft. Das sind dann die Flüchtlinge, die keine besonderen Ziele haben“. Zugleich bekunden die enttäuschten Ziehelnern aber auch Verständnis dafür, dass junge Männer unqualifizierte Jobs annehmen, um Geld nach Hause zu schicken. Sie wollen sich damit bei ihren Familien bedanken, die ihnen Flucht und Überfahrt finanzierten und ihnen dadurch überhaupt erst den Start in ein neues besseres ermöglicht haben.

(2) Die Schlechten ins Kröpfchen?

Wir haben bisher vor allem über Flüchtlinge mit guter Vorausbildung und relativ guten Berufschancen gesprochen. Jetzt kommen wir zu denen, die von den Radarschirmen bildungsaffiner Ehrenamtlicher aus der akademisch qualifizierten Mittelschicht nicht erfasst werden. Was wird aus den „bildungsfernen“ Flüchtlingen, die in einem zertifizierten Berufsbildungssystem allenfalls im unteren Arbeitsmarktsegment eine Chance hätten?

Unter den bildungsfernen, vom Arbeitsmarkt weitgehend abgekoppelten Migrationsverlierern befinden sich viele Analphabeten, die kaum die Schule besucht haben, darunter vor allem Afghanen, Eritreer oder Somalier, deren Bildungssysteme durch jahrzehntelange Bürgerkriege zerstört wurden. Auch diejenigen unter ihnen, die unbedingt arbeiten wollen, haben kaum eine Chance auf Jobvermittlung in den ersten Arbeitsmarkt. Das trifft aber auch auf viele Syrer zu. Obwohl das syrische Bildungswesen noch vor sechs Jahren als vorbildlich im Nahen Osten galt, gehören viele von ihnen zu den Bildungsverlierern.

Was das bedeutet, lässt sich an zwei Beispielen verdeutlichen. Das erste Beispiel ist das eines jungen Ehepaares. Die junge Frau [REDACTED]

Objektiv stehen ihre Chancen, danach als [REDACTED] zu arbeiten, nicht schlecht. Aber würde ihr Mann das verkraften? Der ist praktisch chancenlos. [REDACTED] Er besucht [REDACTED] Im Interview betont er mehrfach, wie gerne er arbeiten möchte. Er wirkt regelrecht verzweifelt, wie er das sagt, weil ihm das Jobcenter überhaupt keine Chance gibt in Arbeit zu kommen.

Das zweite Beispiel ist das eines [REDACTED] Das Jobcenter sagt, er müsse erst Deutsch lernen. Er besucht einen Deutsch- und Integrationskurs und ist offenbar völlig überfordert mit dem Deutschlernen. Er „malt“ die Buchstaben. Auch er würde sehr gerne arbeiten. Auch ihm erklärt das Jobcenter, dass er zunächst Deutsch lernen müsse, bevor er arbeiten gehen darf. Dabei würde er jeden Job annehmen, der ihm geboten würde. Aber er bekommt keine Chance. Er sieht nicht, wie er aus seiner Misere herauskommen könnte. Das Schlimmste ist, dass er in einer Zwickmühle

steckt: Er weiß, dass am Deutschlernen kein Weg vorbeiführt, und gleichzeitig weiß er, dass er A2, Grundvoraussetzung für einfache Aushilfsarbeiten, niemals schaffen wird.

Wer keine andere Wahl hat und seinen Anspruch auf Flüchtlingshilfe nicht verlieren will, wird auf den Schwarzarbeitsmarkt gedrängt. In den Nischen des Niedriglohnssektors tun sich Beschäftigungsmöglichkeiten auf, von denen das Jobcenter offiziell keine Kenntnis nimmt. Dort tun sich vielerlei Möglichkeiten auf, um geringqualifizierte Jobs zu finden. Was wissen die Ehrenamtlichen darüber?

Diejenigen, die als Mentoren und Paten das Vertrauen der von ihnen betreuten Bewohner gewonnen haben, wissen darüber offenbar ganz gut Bescheid: [REDACTED]

[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]

Dass auch Schwarzarbeit im Spiel ist, gilt für Ehrenamtliche, die mit dem Thema vertraut sind, als ausgemacht. So weiß eine ehrenamtliche Betreuerin von einem Unterkunftsbewohner, dass er in einem [REDACTED] Sie besucht ihn ab und zu dort, um seinem Chef durch ihre Anwesenheit zu signalisieren, dass er unter ihrem Schutz steht. Wir kommen darauf im nächsten Kapitel noch einmal zurück.

Ob Ehrenamtliche bisweilen auch persönlich in der Vermittlung von Schwarzarbeit engagiert sind? Das wohl eher nicht, und zwar nicht nur aus moralischen Skrupeln. Vielmehr sehen sie ihre primäre Aufgabe in der Vermittlung von Qualifizierungspraktika und Ausbildungsplätzen. Die Vermittlung von Aushilfsjobs im Niedriglohnssektor halten sie dagegen für kontraproduktiv. Damit wollen sie nichts zu tun haben. Sie befürchten, dass dieser Weg nicht in die Integration führt, sondern in der Sackgasse endet.

Um Zugang zum Niedriglohnssektor zu finden, sind die Unterkunftsbewohner daher auf sich und ihresgleichen angewiesen. So stellt es sich jedenfalls aus der Perspektive von Ehrenamtlichen dar, die selbst keinen genaueren Einblick in die Vermittlungswege in der Migrantenszene haben. Auch wir haben das integrationsrelevante Thema der Vernetzung der Flüchtlinge untereinander in unseren Befragungen nur streifen können.

Dazu hier nur so viel: Es sind offenbar die Migrantennetzwerke, frisch geknüpft unter neuankommenden Flüchtlingen und altbewährt in der eingesessenen Diaspora, die den erfolgreichen Einstieg in den Niedriglohnssektor erleichtern. Wenn von Bewohnern berichtet wurde, die selbstständig eine Arbeitsstelle gefunden hätten, so dürfe es sich größtenteils um Jobs handeln, die über Diasporakontakte vermittelt wurden. Das sind Bewohner, die ihre Chance als Hilfskräfte in Restaurants oder Dönerläden, beim Fleischer oder auf dem Bau finden, spätere „Legalisierung“ einbegriffen.

Dabei sind die Übergänge zwischen abgehangenen Analphabeten und abenteuerlustigen jungen Männern, die sich ausprobieren wollen, durchaus fließend. Bevor sie ihre Bildungsinvestitionen mobilisieren kommt hinzu, dass sie zu denjenigen gehören, die für durchschnittliche Ehrenamtlichen zu den Unerreichbaren zählen. Als „Patenkinder“ kommen sie nicht in Frage.

6.4 Schneiderei: Die vergessene Qualifikation

Zu den aus europäischer Perspektive als „bildungsfern“ angesehenen Gruppen gehören auch diejenigen, deren Vorkenntnisse und Qualifikationen in der Heimat durchaus nachgefragt waren. Das gilt beispielsweise für das Schneiderhandwerk mit seinen ehemals hochwertigen handwerklichen Fähigkeiten und Qualifikationen. Diese Qualifikationen werden bei uns nicht mehr nachgefragt. Die Textil- und Bekleidungsindustrie war in Europa schon vor Jahrzehnten nicht mehr konkurrenzfähig. Sie hatte sich in den 1980 Jahren aus den Hochlohnländern zurückgezogen und war in asiatische Niedriglohnländer abgewandert.

Das Schneiderhandwerk ist allerdings nicht erst durch Flucht und Migration entwertet worden. Vielmehr haben die Wirtschaftszweige Textil und Bekleidung, die vor über drei Jahrzehnten aus Europa nach Asien abgewandert sind, weltmarktfähige Industrien nach tayloristischen Vorbildern aufgebaut, die wiederum das lokale Schneiderhandwerk bedrohten und tradierte Kompetenzen radikal entwerteten. Gleichzeitig wurden massenhaft neue Arbeitsplätze für angelernte Arbeitskräfte geschaffen, die der Bevölkerung neue Beschäftigungsmöglichkeiten eröffneten. Aber was soll das an dieser Stelle? Wozu der Diskurs zum Schneiderhandwerk?

Das hat zwei Gründe. Der erste ist der, dass einige der von uns befragten Flüchtlinge aus der Bekleidungsindustrie kommen und vorher als Schneider oder Näher gearbeitet hatten. Der zweite ist der, dass sich am kleingewerblichen Schneiderhandwerk exemplarisch zeigt, wo Blockaden bestehen könnten und wie sie sich möglicherweise auflösen lassen. Dazu wollen wir die Problematik aus vier verschiedenen Perspektiven beleuchten. Die erste ist die eines ehemals [REDACTED] die zweite ist die einer Familie, [REDACTED] die dritte ist die von [REDACTED] und die dritte ist die einer [REDACTED]

[REDACTED] war es ein Schock zu erleben, wie seine beruflichen Qualifikationen auf einen Schlag entwertet wurden, als er mit seiner Familie nach Deutschland kam. Er hat alles verloren und fühlt sich zu alt und verbraucht, um an eine Umschulung zu denken oder gar eine langfristige Bildungsinvestition in die eigene Arbeitskraft in Angriff zu nehmen. Er ist auch mindestens einmal auf formellem Wege auf einen Job vermittelt worden. Ob er auch bei seiner Arbeitsstelle geblieben ist, ist fraglich. Auch wenn er für sich selbst keine realistische Perspektive mehr sieht, tut er alles ihm Mögliche für die Ausbildung seiner Kinder.

Ganz anders stellt sich die Geschichte einer [REDACTED] Diese Arbeit wird zwar schlecht bezahlt, scheint aber für das Familieneinkommen immer noch so attraktiv zu sein, dass die [REDACTED] Als Hauptgrund für die Rückkehrwünsche werden aber nicht die Beschäftigungsmöglichkeiten in der [REDACTED] Bekleidungsindustrie genannt, sondern die Probleme mit der Familienzusammenführung.

Dann haben wir eine Flüchtlingsfamilie aus [REDACTED] befragt, deren [REDACTED] Unter nicht näher bestimmbaren Umständen ist diese Familie mit [REDACTED]

Auf die Frage, ob sie denn gerne Arbeit finden würde in Deutschland, antwortet die junge Mutter [REDACTED] mit einem klaren „Nein“. „Haben sie denn in Zukunft vor hier zu arbeiten?“ – „Ich habe [REDACTED] Kinder. Ich bleibe bei den Kindern.“ – „Und wenn die Kinder groß sind?“ – „Nein, dann auch nicht.“ Sie muss lachen, die anderen Anwesenden schmunzeln. Immerhin haben sie und ihr Mann vor kurzem einen Deutschkurs angefangen.

Dann fährt sie fort mit ihrer Antwort und sagt: „Ich habe viel zu tun, damit die Kinder richtig aufwachsen können. Und wenn sie groß sind, habe ich keine Kraft mehr, um noch zu arbeiten“. – „Und Ihr Mann?“ – „Mein Mann hat auch keine Perspektive. Hier in Deutschland gibt es keine Schneider.“ – „Was könnte Ihr Mann sich denn stattdessen vorstellen?“ – „Er könnte sich vielleicht [REDACTED] vorstellen.“ Dass diese Frau sich aktuell gar nichts anderes vorstellen kann, als sich in ihrer Mutterrolle einzurichten und ihre Kinder zu betreuen, ist nachvollziehbar. Aber was sagt ihr Mann dazu? Könnte er sich vorstellen, dass seine Frau einer aushäusigen Beschäftigung nachgeht? Er möchte sich nicht dazu äußern. Die Familie hat eine befristete Duldung, die in zwei Wochen verlängert werden soll. Daher hat der Deutschkurs jetzt Vorrang. Das ist nur allzu verständlich. Ein Optimist, der Realistisches dabei denkt.

Schließlich ist noch die Familie Abdulhadi zu erwähnen, die aus Vater, Mutter und [REDACTED] besteht. Die Abdulhadis besaßen in [REDACTED]

[REDACTED] Am Zusammenspiel der Ehepartner lässt sich veranschaulichen, wie das Prinzip der Geschlechtertrennung die Eigenmächtigkeit von Frauen durchaus befördern kann – wenn man die dunkle Seite der Segregation, den Ausschluss von Frauen aus der gleichberechtigten Teilhabe am öffentlichen Leben zunächst einmal vernachlässigen darf.

Der Vater war jedenfalls für die Männerdomäne zuständig. Er pflegte die Außenkontakte, er ging auf Reisen, er war für Einkauf, Vertrieb und Auftragsakquisition verantwortlich. Die Mutter war demgegenüber für die Frauendomäne zuständig. Sie herrschte über Werkstatt und Haushalt. Als erfahrene Schneidermeisterin war sie für Werkstattorganisation, Arbeitsabläufe, fristgerechte Auftragsausführung und Produktqualität verantwortlich. Sie hatte keinen eigenständigen Kundenkontakt. Wenn Kunden oder Lieferanten kamen, um mit ihrem Mann im Salon zu verhandeln, hielt sie sich dezent im Hintergrund. Aber die Werkstatt gehörte zur Frauendomäne.¹⁹ Hier hatten Männer, die nicht zur Familie gehörten, keinen Zugang.

In der Flüchtlingsunterkunft bewohnt die Familie mit [REDACTED] Ob die Geschlechtergrenzen unter den neuen, sehr beengten Bedingungen und

¹⁹ Dass und wie die Sphärentrennung der Geschlechter in muslimischen Gesellschaften aber auch zur mitlaufenden Stärkung der gesellschaftlichen Position von Frauen als ökonomisch unabhängigen Subjekten beitragen konnte, lässt sich nachlesen bei Dror Ze'evi (1996): *An Ottoman Century. The District of Jerusalem in the 1600s*. State University of New York Press.

Lebensverhältnissen in Wohnung und Camp neu gezogen wurden? War es überhaupt möglich, klassische Domänengrenzen bei so beengten Wohnverhältnissen zu ziehen und zu stabilisieren? Das war nur teilweise möglich und gelang nur durch flexible Improvisation.

Als wir zum Interview kamen, wurde eines der Schlafzimmer mit zwei drei Handgriffen kurzerhand zum Salon umfunktioniert: Bettzeug wurde in die anderen Zimmer verbracht, Matratzen wurden übereinandergestapelt und mit Prunkkissen und Beistelltischchen „verziert“ und schon war der Diwan fertig. Wir waren zu viert, Frauen und Männer. Auch durften wir die Schlafräume besichtigen. So streng war es also nicht mit der Grenzziehung.

Wie geht es weiter mit den Abdulhadis? Im Gespräch zeigt sich, dass beide den Wunsch haben

_____ Sie wissen, dass das alte Schneiderhandwerk mit seinen kleinbetrieblichen Strukturen in Deutschland schon seit langem aufgehört hat zu existieren. Sie wissen, dass sich die Reste des alten Handwerks in die Nischen der von Migrantenkindern betriebenen Änderungsschneidereien verkrochen haben, wo sie ein kümmerliches Dasein fristen. Trotzdem wollen sie es versuchen, wenn die Zeit gekommen ist. Vorerst aber wird Deutsch gelernt. _____

Die dunkle Seite der Geschlechtertrennung kommt dann auch noch zur Sprache. Darf die älteste Tochter _____ eine Ausbildung ihrer Wahl machen oder soll sie heiraten? Welche Zugeständnisse wird der Vater seiner ältesten Tochter machen? Wie steht die Mutter dazu? Auch wenn nach Auskunft der Befragten eine klare Geschlechtertrennung mit eindeutigem Dominanzgefälle unter den Ehepartnern vorherrscht, wird Müttern in Bezug auf die Arbeitsmarktchancen ihrer Töchter ebenso wie auf Auswahl von Ehepartnern eine gewichtige Rolle zugeschrieben. Viele dieser Frauen, so wurde uns berichtet, sind auch im Herkunftsland bereits einer beruflichen Beschäftigung nachgegangen. Im nächsten Abschnitt wollen wir diese Frage am Beispiel der ältesten Abdulhadi Tochter weiterverfolgen.

6.5 Frauen in Arbeit, Männer in Sorge?

Ausbildungs- und Arbeitsmarktchancen von Flüchtlingsfrauen sind in hohem Maße vom Bildungsgrad und damit von der sozialen Herkunft ihrer Familien und ihrer milieuspezifischen Aspirationen abhängig. Frauen mit höheren Bildungsabschlüssen und einschlägigen Berufserfahrungen haben im deutschen Arbeitsmarkt ähnlich gute Chancen wie männliche Flüchtlinge mit vergleichbaren Qualifikationen. So zum Beispiel die Englischlehrerin aus Kabul oder die Zahnarzthelferin aus Damaskus mit jeweils drei Kindern, die nach ihrem Sekundarschulabschluss eine einschlägige Berufsausbildung absolviert haben.

Anders steht es mit Frauen von statusniedriger Herkunft. Unter ihnen sind Bildungsarmut und Analphabetismus offenbar weit verbreitet, mehr noch als unter Männern vergleichbarer Schichtzugehörigkeit. Hinzu kommt als zweites Handicap ein traditionales Leitbild hinzu, das in den bildungsorientierten urbanen Mittelschichten längst nicht mehr dominant ist: Dass Frauen sich auf Familienarbeit beschränken und Männer für das Familieneinkommen sorgen.

Infolgedessen bleiben Frauen und Mütter häufig zu Hause im „Camp“, haben weniger Kontakte und lernen schlechter Deutsch als Männer und steigen später in den Arbeitsmarkt ein.

Wollen bildungsferne Frauen denn überhaupt aushäusig arbeiten? Und wenn sie arbeiten wollen, haben sie realistische Vorstellungen von dem, was dann auf sie zukommt? Viele Flüchtlingsfrauen haben ziemlich unrealistischen Vorstellungen davon, was ohne Vorbildung und ohne Deutschkenntnisse überhaupt möglich ist. Wenn beispielsweise Analphabetinnen mit illusorischen Berufswünschen kommen und laut davon träumen, später einmal als Erzieherin oder gar als Lehrerin oder Juristin arbeiten zu wollen, können ihre ehrenamtlichen Betreuerinnen manchmal nur noch staunen. Aber vielleicht ist das ja nur ein interkulturelles Missverständnis? Vielleicht wollten diese Frauen einfach nur höflich sein und die manchmal übersteigerten Anpassungs- und Integrationserwartungen ihrer Betreuerinnen nicht enttäuschen?

Und wie sehen das die Ehemänner? Wir wollen das an einem Fallbeispiel illustrieren. Eine [REDACTED] wo sie ihre Fingerabdrücke hinterlässt. Das bedeutet laut Schengen, dass sie dorthin zurückkehren muss. Die Familie hatte Widerspruch eingelegt. Doch solange der Widerspruch anhängig war, gab es keine Arbeitserlaubnis. Der Ehemann ging sowieso davon aus, dass er nach Erteilung der Aufenthaltsgenehmigung als Erster starten würde mit der Jobsuche. Erst nachdem das geregelt war, so seine Vorstellung, sollte seine Frau anfangen dürfen, Deutsch zu lernen und eine Arbeit zu suchen.

An dieser Stelle schaltete sich eine Beraterin aus der Arbeitsmarkt AG ein. Ihr gelang es der Ehefrau eine zweiwöchige Berufsqualifizierungsmaßnahme zu vermitteln, noch während das Widerspruchsverfahren lief. Die Beraterin sprach mit dem Mann und versuchte ihn zu überreden in der Zeit, in der Bildungsmaßnahme seiner Frau laufen sollte, zu Hause bei ihren Kindern im Camp zu bleiben.

Davon wollte er zunächst überhaupt nichts wissen. [REDACTED]
[REDACTED] Ob das „Bestechungsmanöver“ so funktioniert hat wie gedacht, wissen wir nicht, weil die Bildungsmaßnahme erst Tage nach dem Interview beginnen sollte.

Während etliche Bewohner, Frauen ebenso wie Männer, oftmals unrealistische Vorstellungen von ihren Arbeitsmarktchancen haben, entwickeln jugendliche Flüchtlinge im schulpflichtigen Alter schon nach relativ kurzer Zeit realistische Berufswünsche. Sobald sie ins regelhafte Schulsystem eingebunden sind und gut Deutsch sprechen, fangen Jungen und Mädchen aus den Flüchtlingscamps an, eigene Zukunftspläne so wie ihre deutschen Mitschüler zu schmieden. Das passiert insbesondere dann, wenn die Schulpraktika in der neunten Klasse vor der Tür stehen, so wie es im vergangenen Herbst während unserer Befragungen der Fall war. Bei Flüchtlingsmädchen im Trend liegen Berufe wie Krankenschwester, pharmazeutisch-technische Assistentin oder Erzieherin mit späterer Lehrampfsperspektive.

Kommen wir nun auf die Geschichte der ältesten Tochter der Schneiderfamilie Abdulhadi zurück, von der oben schon die Rede war. Rima, so wollen wir die Tochter nennen, war zum Zeitpunkt des Interviews [REDACTED]
[REDACTED]

Was sagt ihr Vater dazu? Der Vater ist skeptisch. Er kann sich nach der fehlgeschlagenen Bewerbung seiner Tochter als [REDACTED] nicht vorstellen, dass sie eine ernsthafte Chance hat um ihren Berufswunsch verwirklichen zu können. Auf Nachfrage kommt außerdem noch ein anderes Thema zur Sprache. Er hat nämlich ganz andere Pläne für seine Tochter. Er wünscht, dass sie [REDACTED] heiratet. Die Beraterin der Arbeitsmarkt AG bleibt beharrlich. Sie möchte Rimas Vater davon überzeugen, dass es für ein so intelligentes Mädchen wie Rima besser ist, zuerst eine Ausbildung zu machen und danach erst zu heiraten. Bleibt die Fürsprache der Mentorin wirkungslos?

Rima wird nächstes Jahr [REDACTED] Danach ist es für die Familie klar, dass eine Tochter heiraten sollte. Die Hochzeit ist auch schon so gut wie beschlossen und die Vorbereitungen sind weit fortgeschritten – es fehlt nur noch der Bräutigam. Im Interview mit der Familie wollen wir mehr darüber erfahren. Der Vater führt das Wort, Mutter und Töchter, alle [REDACTED] Kopftuchträgerinnen, halten sich zurück. Kopftuch verpflichtet? Hat sich eine Tochter den Wünschen des Vaters klaglos zu fügen? Es ist bekannt, dass Töchter ein Wort mitzureden haben bei ihrer Verheiratung, Kopftuch hin oder her. Aber was geschieht, wenn die Erwartungen zwischen Töchtern und Vätern nicht übereinstimmen, so wie im vorliegenden Fall?

Da gibt es auch noch die Mütter. Ist die Mutter auf Rimas Seite? Oftmals sind es die Mütter, die die Hochzeiten ihrer Kinder aushandeln, während die Väter nur in besonderen Fällen auf den Plan treten. Ist dies ein besonderer Fall? Warum ist Eile geboten? Im Interview zeigt sich, dass im Hintergrund der Ereignisse eine Familiendynamik abläuft, die über die Kleinfamilie hinausgeht. Es ist der Sog zur Verwandtenehe, zur Ehe zwischen Cousin und Cousine, der ein altes Erwartungsmuster bedient. Verwandtenehen, so die Erwartung, sollen die Familienehre beschützen und, zumal in der Fremde, Sicherheit und Selbstvertrauen geben. [REDACTED]²⁰

Damit kommt das erweiterte Familiennetzwerk ins Spiel. Das erweiterte Familiennetzwerk der Abdulhadis besteht aus [REDACTED]

[REDACTED] Sie haben hier wieder zusammengefunden und wollen ihre Familienbande durch Einheirat praktisch festigen und symbolisch bekräftigen.

Dabei muss es gar nicht unbedingt ein Cousin sein: „Wir verheiraten unsere Kinder mit Leuten, die wir kennen. Wenn er nicht mein Freund ist, ist er vielleicht der Freund meines Cousins.“

²⁰ Etwa ein Drittel der Ehen im Nahen und Mittleren Osten werden zwischen Cousins und Cousinen ersten Grades geschlossen. Assaf, Shireen; Khawaja, Marwan (2008): Consanguinity trends and correlates in the Palestinian territories. *Journal of Biosocial Science* 2008, June 13, 1-18. Holy, Ladislav (1989): Kinship, honor and solidarity. *Cousin marriage in the Middle East*. Manchester University Press: Manchester and New York.

Wir kennen uns alle aus [REDACTED] Bei uns kennen sich alle Familien.“ Und dann hat auch noch die [REDACTED] Nachbarstochter aus dem Camp einen entfernten Cousin geheiratet. Was liegt da näher, als die eigene Tochter nun ebenfalls unter den Schutz eines Mannes aus der erweiterten Familie zu stellen? Was liegt näher als sie mit dem Sohn von Verwandten oder Verwandtenfreunden zu verheiraten? Oder möchte man sich etwa den schiefen Blicken von Verwandten und Bekannten und Nachbarn aussetzen, falls man es nicht tut?

Doch was ist umgekehrt mit den schiefen deutschen Blicken, falls man es doch tut? Was ist mit den herablassenden Blicken gebildeterer [REDACTED] Kreise, deren Töchter sich Freiheiten herausnehmen dürfen? Das Dilemma ist offenkundig. Aber lässt es sich hinterfragen? Diese Mädchen, sagt die Mentorin, sind nicht noch längst nicht so weit. Sie haben wenig Kontakt zu deutschen Mädchen, die ihnen helfen könnten. „Wir haben keine Zeit für Freunde“, sagen sie. Keine Zeit?! Wenn ihr keine Zeit habt, seid ja schon wie die Deutschen geworden! Gelächter. Im letzten Jahr fehlten ihnen noch die Sprachkenntnisse, um Kontakt aufzunehmen. Heute gehen sie in separate Integrationsklassen, getrennt von gleichaltrigen Deutschen.

Immerhin sind die Integrationsklassen bunt zusammengewürfelt und bieten reichlich Gelegenheit für Begegnungen, die den Blick für neue Horizonte öffnen. Doch der Vater bleibt bei seinen Bedenken. Er macht sich Sorgen über die weiten Anfahrtswege. Er ist besorgt, wenn seine Tochter zu einem weit entfernten Ausbildungsplatz fahren und zwei oder dreimal umsteigen müsste, wenn sie im Winter bei Dunkelheit losfahren und spät heimkehren würde. Die Sprachmittlerin bietet an, Kontakt zu arabischen Ärzten in der Nähe zu vermitteln. Am Ende bedrängen wir die Eltern freundlich, aber mit vereinten Kräften.

Am Ende des Gesprächs wird Vater Abdulhadi (aus Höflichkeit?) zugestehen, dass Rima selbst entscheiden dürfe, was sie zuerst machen möchte. Wir fragen sie: Was würdest du machen, wenn du selbst entscheiden könntest? Ich möchte gern eine Ausbildung machen, antwortet sie. Ob es tatsächlich dazu kommen wird? Das dürfte nicht zuletzt davon abhängen, ob es der Familie gelingt, bis dahin einen passenden Bräutigam im heiratsfähigen Alter zu finden, der aus der Verwandtschaft oder Bekanntschaft oder wenigstens aus [REDACTED] stammt.

6.6 Altenpflege: Bedarfe und Berührungsängste

Es stimmt zwar, dass besorgte Ehemänner und Väter aus ländlichen Milieus mit starken Verwandtschaftsnetzwerken in Deutschland oftmals dazu neigen, ihre nach Ausbildung und Berufstätigkeit strebenden Ehefrauen oder Töchter auszubremsen versuchen. Es stimmt aber auch, dass Männer ihre Frauen ermutigen das Kopftuch abzulegen, ihre Töchter aufs Gymnasium schicken und ihre Berufswünsche unterstützen. Aber auch das ist nur die halbe Wahrheit.

Die andere Hälfte der Wahrheit liegt in einem hegemonialen Genderregime, das die Trennung von Männern und Frauen und die Trennung geschlechtlicher Gesellschaftssphären zum höchsten moralischen Prinzip erhebt. Sinn und Zweck der Geschlechtertrennung ist die Unterbindung von Sexualbeziehungen zwischen unverheirateten Menschen. Was soll daran „hegemonial“ sein, wenn Verbote trotzdem übertreten und Verbotsregeln von Rechtsgelehrten zwischen Bahrein und Casablanca unterschiedlich ausgelegt werden? Hegemonial ist die Segregation deshalb, weil ihr nicht öffentlich widersprochen werden darf und weil sie kollektiv und

geschlechterübergreifend und öffentlichkeitswirksam durchgesetzt wird, auch von Frauen.

Es sind keineswegs nur die Väter, Ehemänner, Söhne und Brüder, die aktiv daran mitwirken, sondern vor allem auch ranghöhere Frauen, die im Frauenbereich das Sagen haben. Dazu gehören in erster Linie herrschaftserprobte Großmütter mit vielen starken Söhnen, die ihre Hausmacht absichern und befestigen. Dazu zählen aber auch jüngere Frauen, Töchter, Schwiebertöchter, Schwägerinnen, die noch etwas werden wollen in der Familienhierarchie.

Die geschlechterübergreifende „Komplizenschaft“ unter Mitwirkung aber zu Lasten des weiblichen Geschlechts als Hegemonie zu entschlüsseln, ist eine brandaktuelle Aufgabe. Dass sie in traditionellen Milieus noch immer so gut funktioniert, hat auch damit zu tun, dass sie nicht nur im erweiterten Familiennetzwerk, sondern auch in der lokalen Bekanntschaft von Nachbarinnen, Freundinnen und Müttern im Camp durch Klatsch, Kolportage und Kontrolle aufrechterhalten und reguliert wird. Das nächste Beispiel veranschaulicht, wie das funktioniert.

(1) Altenpflege im Seniorenheim: Geschichte einer gescheiterten Vermittlung

Eine ehrenamtliche Aktivistin, die in einem [REDACTED] mitarbeitete, berichtet über zwei Bewohnerinnen, [REDACTED]

[REDACTED] Es ist verabredet, dass die beiden Frauen einmal pro Woche ins Altenheim gehen, um sich dort um Seniorinnen und Senioren zu kümmern, um mit ihnen spazieren zu gehen und sich mit dem Arbeitsalltag vertraut zu machen – eine Tätigkeit, für die Deutschkenntnisse auf A1-Niveau dem Vernehmen nach ausreichen sollten. Die Leitung des Heims ihrerseits möchte ausloten, ob sich daran eine Ausbildung oder Anschlussbeschäftigung würden anschließen lassen können. Als es endlich soweit ist, sind beide Frauen kurzfristig wieder abgesprungen. Sie sind danach auch nicht mehr zum [REDACTED] gekommen.

Wie konnte das geschehen? Die Vermittlerin ist enttäuscht, denn sie hatte sich mächtig ins Zeug gelegt. Sie vermutet nachträglich, dass die beiden syrischen Frauen [REDACTED] „nicht mutig genug waren“. Mutig worin? Mutig im Austesten von Geschlechtergrenzen? Dass die beiden einen Rückzieher machen, ist das eine. Das andere ist, dass sie sich während der Dauer des Vermittlungs- und Planungsprozesses auf irritierende Weise widersprüchlich verhielten, ohne ihre Absichten (oder Bedenken?) im Vorfeld zu artikulieren. Was die deutschen Organisatorinnen des Treffs maßlos irritierte, war ein aus ihrer Sicht völlig widersprüchliches Kommunikationsverhalten. Statt klare Ansagen war am Schluss nur „vielleicht, aber“ zu hören.

Eine am „Altenpflegevermittlungsprojekt“ beteiligte Mentorin kommentiert ihre Erfahrungen so: „In diesen Kulturen arbeitet man viel mit vielleicht und ja aber, und das kann einen richtig wahnsinnig machen, wenn man das noch nicht weiß. Das ist ein Punkt, obwohl ich es weiß, an dem es bei mir immer wieder mal aushakt. Dann sage ich mir, warum hast du denn das jetzt wieder gemacht? Beispiel Vorstellungsgespräch im Seniorenheim. Das ist morgen früh um zehn Uhr. Kannst du dann kommen? Ja, antwortet sie. Und dann kommt noch ein aber oder vielleicht. Dann werde ich sehr deutlich. Ich sage ihnen, das ist ganz wichtig, ihr müsst unbedingt pünktlich um zehn Uhr kommen. Dann werden sie immer ausweichender und ich immer deutlicher und dann kippte die Stimmung. Da hat die Sprachmittlerin die Situation gerettet.“

Die Sprachmittlerin hat zwar die Situation gerettet, aber nicht das Praktikum. Aus ihrer Sicht stellt sich die Vorgeschichte etwas anders dar. Am Anfang ist es vor allem eine der beiden

■■■■■ die immer wieder darauf drängt einen Praktikumsplatz in der Altenpflege zu bekommen. Sie habe geradezu genervt mit ihren ständigen, insistierenden Nachfragen. „Sie hat zur Antwort bekommen, dass sich die Mentorin bemüht. Aber sie fragt trotzdem noch vier- oder fünfmal dasselbe, immer dasselbe.“

Alle Fragen beinhalteten dasselbe: Ich brauche sofort Arbeit im Altenheim, das hat sie gefragt. Dann hatte die Mentorin endlich einen Praktikumsplatz für sie gefunden. Aber in der Nacht vor dem verabredeten Termin mit der Heimleitung meldet sie sich bei mir und sagt plötzlich, dass sie nun doch nicht hingehen will. Sie hat ihre Meinung geändert. Bei uns ist das kein so großes Problem. Aber hier ist das ein richtig großes Problem, besonders wenn sich vier Leute darauf eingestellt haben.“ (Sprachmittlerin)

Warum hat sie ihre Meinung geändert? Hatte ihr Mann etwas dagegen? „Ihr Mann hat überhaupt nichts dagegen“, sagt die Sprachmittlerin, „er findet das sogar gut. Aber im Camp bist du unter Beobachtung. Eine Nachbarin aus der ■■■■■ im Camp ist zu ihr hingegangen und hat mit ihr geredet. Sie hat ihr davon abgeraten und gesagt: ‚Geh da nicht hin. Wir wissen nicht was im Altenheim passieren kann.‘ Viele Leute sind leider noch ziemlich rückständig. Es gilt bei uns als unschicklich für eine Frau, so eine Arbeit zu machen. Nur wenn es privat ist und nicht öffentlich, also in einer Wohnung bei jemandem zu Hause, der sich nicht mehr selbst helfen kann, dann ist es okay.“ (Sprachmittlerin).

Wenn wir die verschiedenen vier Perspektiven der verhinderten Altenpflegerin, der Mentorin, der Sprachmittlerin und der Nachbarin nebeneinanderlegen, komplettiert sich das Bild. Es ist das Bild eines missglückten Vermittlungsversuchs, der mutmaßlich auch daran gescheitert ist, dass er die Grenzen einer patriarchalen Gendermoral verletzte - die aus der Sicht einer auf Freiheits- und Gleichheitsgrundsätzen gegründeten Sexualmoral völlig abwegig ist. Dass es überall Leute gibt, die sich aus vielerlei subjektiven Beweggründen scheuen mögen, in der Altenpflege zu arbeiten, ist verständlich und nachvollziehbar. Aber dass jemand es vielleicht deshalb nicht tun möchte, weil Nachbarinnen es für sexuell anrühlich halten und denunziatorischen Klatsch verbreiten könnten: Wem käme denn so etwas in den Sinn?

(2) Altenpflege: Angebot und Nachfrage

Die steigende Bedarfslücke in der Altenpflege ist bekannt. Es ist bekannt, dass die Schere von Angebot und Nachfrage immer weiter auseinander geht. Während die Nachfrage nach Altenpflegerinnen und Altenpflegern steigt, stagniert das Arbeitskräfteangebot. Um gegenzusteuern setzen Arbeitsmarktexperten große Hoffnungen in das Arbeitskräfte-reservoir der unqualifizierten arbeitswilligen Migranten, die im mittleren Arbeitsmarktsegment ohnehin keine Beschäftigungschancen haben. Das Beispiel der gescheiterten Altenpflegerin lässt vermuten, dass diese Hoffnungen womöglich gedämpft werden könnten, wenn Markt und Moral über Kreuz liegen. Die Frage ist: Trifft das auch auf männliche Flüchtlinge zu?

Was unsere Befragungen betrifft, so gilt für den aufstrebenden Beruf des Altenpflegers ähnliches wie für den alten Beruf des Schneiders, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Altenpflege ist eine der Tätigkeiten, die neben der Schneiderei am häufigsten in unseren Interviews erwähnt wurden. Es war immer wieder die Rede von jungen Männern, die die Arbeit in der Altenpflege auch deswegen gut fanden, weil man dafür nicht auf B1 angewiesen ist. „■■■■■
■■■■■“

_____“ (Ehrenamt) Andere sind weniger zufrieden. „Ein Bewohner hat ein Praktikum in einem Pflegeheim gemacht, es war dann aber doch nichts für ihn. Er hat das dreiwöchige Praktikum aber beendet.“ (Ehrenamt)

Warum war es nichts für ihn? Ein abschließendes Beispiel zeigt, dass männliche Flüchtlinge ähnliche Bedenken und Hemmungen haben könnten wie die verhinderte Altenpflegerin oben. Eine ehrenamtliche Betreuerin führt mit ihrem _____ „Patensohn“ _____ eine große Diskussion, _____

_____“ Die Patin hat auf ihn eingeredet und ihm gesagt, dass er die Maßnahme bloß nicht abbrechen soll.

Aber er konnte sich nicht vorstellen dort überhaupt noch weiter zu arbeiten. Warum? _____

_____“

Vergleicht man die beiden Geschichten, ist dieser Fall offensichtlich anders gelagert. Hier geht es nicht um die Verletzung von Gendergrenzen, die der Beruf der Altenpflegerin für „ehrbare“ Frauen bereithalten kann – wenn sie nicht auf einer Frauenstation eingesetzt werden. Hier geht es um einen uns fremdgewordenen Respekt vor dem Alter, den man ehrwürdigen Familienmitgliedern schuldig ist. Es geht hier aber nicht um generalisierten Respekt vor alte Leute schlechthin. Man küsst nicht die Hände und man wäscht nicht die Füße von alten Menschen, die nicht zur Familie gehören. Das wirft Moralfragen auf, die wir hier nicht vertiefen können.

Dahinein mischen sich dann aber auch noch die Statusfragen einer Krankenhaushierarchie, in der Ärzte viel, Krankenpfleger wenig und Altenpfleger nichts zu sagen haben. Das macht die Motivlage komplizierter. Doch was heißt das für die Arbeitsmarktpolitik? Für die Arbeitsmarktpolitik bedeutet das, dass sich Flucht und Immigration nicht so umstandslos auf Altenpflege reimt wie gewünscht. Fehlallokationen sind vorprogrammiert, wenn kulturspezifische Moralfragen der Familienhierarchie und der Geschlechtertrennung unberücksichtigt bleiben.

7 Paten und Freunde: „Zweitschlüssel“ zur Integration

In den vorausgehenden Kapiteln über Willkommenscafés, Deutschunterricht und Arbeitsvermittlung wurden Paten und Patenschaften schon mehrfach und in unterschiedlichen Zusammenhängen angesprochen. Das war schon deswegen unausweichlich, weil ehrenamtlich Helfende bereit sein müssen, sich als Person zu involvieren und involvieren zu lassen, egal ob in Willkommenscafés, im Deutschunterricht oder in der Arbeitsvermittlung.

Flüchtlingsbetreuung bedeutet Verantwortung für andere zu übernehmen und verlässliche, vertrauensvolle Beziehungen einzugehen. Es bedeutet auch, die unter Fremden übliche Distanz zu unterschreiten und Nähe zuzulassen. So gesehen sind Paten zuverlässige Menschen, die andere an die Hand nehmen.²¹ Sie sind es, die den „Zweitschlüssel“ zur Integration in Händen halten, der erst den Aufbau persönlicher Beziehungsnetzwerke und den Erwerb alltagskultureller Kompetenzen ermöglicht. Wenn wir von Paten und Freunden sprechen, geht es um soziale und kulturelle Integration, um Austausch und Differenzerfahrung.

Um verlässliche, vertrauensvolle Beziehungen zwischen Ehrenamtlichen und Bewohnern zu umschreiben, gibt es andere Begriffe als den des Paten, z.B. Betreuer, Mentor, Lotse, Freund. Interessanterweise wird der Begriff „Pate“ von den befragten Ehrenamtlichen fast gar nicht benutzt. Wenn sie ihre Rolle beschreiben, benennen sie ihre konkrete Aufgabe oder die Arbeitsgemeinschaft, an der sie teilnehmen („Deutschlehrer“). Um Vertrauensbeziehungen mit Geflüchteten zu beschreiben ist es offenbar schwierig die richtigen Worte zu finden.

Vielleicht eignen sich Begriffe wie Pate oder Patenschaft aber auch deshalb nicht so gut, weil sie uns im heutigen Sprachgebrauch antiquiert erscheinen oder weil sie einen unpassenden Beigeschmack haben und nach Herablassung klingen, so wie beispielsweise Paternalismus oder Patronalismus. Eine Deutschlehrerin spricht im Interview das Problem an und bezieht sich auf eine Diskussion, die in ihrer Nachbarschaftsinitiative über angemessene Sprachregelungen geführt wurde: „Wir sagen ja nicht mehr ‚Pate‘ sondern ‚Partner‘.“ (Ehrenamt, NStr)

Wer sich nicht als Pate sehen möchte, sondern lieber als Partner, hat eine Beziehung im Sinn, die auch als „Begegnung auf Augenhöhe“²² (Schiefer, Schu 2017: 5; Schiffauer et al. 2017: 105) umschrieben wird. Die Umschreibung zeigt eine Verlegenheit an. Es ist die Verlegenheit derer, die durchaus wissen, dass in die Beziehungen von Betreuern und Betreuten ein strukturelles Kompetenz- und Machtgefälle eingebaut ist, dessen Missbrauch sie fürchten. Die andere Seite des Gebrauchs von Kompetenzen und Entscheidungsbefugnissen, nämlich zu beschützen, zu ermutigen, könnte dabei allzu leicht aus dem Blickfeld geraten. Kommt es nicht auch darauf an, vom Kompetenzvorsprung rücksichtsvollen, vorausschauenden Gebrauch zu machen?

²¹ Eine einheitliche Definition gibt es nicht. Der Begriff „Pate“ wird oft mit ehrenamtlichem Engagement schlechthin identifiziert, also synonym mit allen freiwilligen Flüchtlingshelfern. Von einem Bamberger Projekt „mit 250 Patinnen“ wird berichtet, dass der Arbeitsschwerpunkt „auf der Vermittlung von Patenschaften“ liegt, die „als niedrigschwellige und unbürokratische Brücke zwischen den Neuankommenden und der Aufnahmegesellschaft“ angesehen werden. Dabei ist es das „Ziel von Patenschaften ... Orientierung, Begleitung und Hilfestellung“ bei „Behördengängen, medizinischer Versorgung, Ausbildung und Beruf, Freizeit, Sport und Kultur, Sprachunterricht, Teilhabe am gesellschaftlichen/kulturellen Leben“ zu geben“ (von Grone & Peter 2016: 32).

²² Die „Begegnung auf Augenhöhe“ wird durch eine unfreiwillig ironische Abbildung konterkariert, die auf dem Cover einer neueren Flüchtlingsstudie prangt (Dymarz et al. 2016: Coverfoto). Es ist das ikonische Abbild von der großen mütterlichen Betreuerin, die freundlich auf die kleine Migrantin herunter lächelt.

Hier kommt eine zweite Verlegenheit ins Spiel. Es ist die Verlegenheit, die Wünsche und Bedürfnisse auch von Paten zu artikulieren. Die Flüchtlingsliteratur der letzten Jahre ist voll von Wünschen und Bedürfnissen der Geflüchteten und Schutzsuchenden, die es zu berücksichtigen und zu verteidigen gelte, und das ist auch gut so. Von einer Berücksichtigung der Wünsche und Bedürfnisse von freiwilligen Flüchtlingshelfern ist dagegen so gut wie gar nicht die Rede. Ihre Bedürfnisse gelten offenbar als fragwürdig. Sie werden beargwöhnt und kontrolliert, zum Beispiel bei der Patenrekutierung.²³ Wegen Unzuverlässigkeit oder Missbrauchsgefahr?

Vor Missbrauch zu warnen ist richtig und wichtig. Aber man ist ja nicht schon deshalb auf der moralisch sicheren Seite, weil man sich selbst als „Partner“ und nicht als „Pate“ ausweist. Respekt und Vertrauen lassen sich seriös kaum aufbauen ohne das Kompetenzgefälle und die Machtasymmetrien beim Namen zu nennen und die darin eingeschlossenen Konfliktlagen zu analysieren, in die man so oder so involviert wird. Sobald man als Patin jemanden an die Hand nimmt, um ihm oder ihr ein verlässlicher, verbindlicher Partner zu sein, kommt die eigene Bedürftigkeit unweigerlich ins Spiel. Dann muss sich zeigen, was man daraus macht.

7.1 Zwei Wege zur Patenschaft

Das vorausgeschickt, stellt sich die Frage, wie Patenschaft in den von uns untersuchten Nachbarschaftsinitiativen praktiziert wird. Wenn es zutrifft, dass Patenschaft zu den Primäraufgaben ehrenamtlicher Integrationsarbeit gehört, sehr viel mehr noch als Arbeitsvermittlung und Deutschunterricht, dann hätten wir eigentlich in allen sechs Unterkünften eigenständige Paten AGs antreffen müssen. Das ist aber nicht der Fall. Stattdessen Fehlanzeige.

Dass es zwischen den beiden großen Aktivitätsfeldern des UKSM, der Verweisberatung und der Krisenintervention, ein breites Betätigungs- und Experimentierfeld für ehrenamtliches Engagement gibt, wurde schon gesagt. Insofern dürften Patenschafts AGs in unseren Wohnunterkünften, so ähnlich wie Willkommenscafés, geradezu ein Heimspiel haben, da es kein Feld für staatliche „Wettbewerber“ ist. Da ist es schon überraschend, dass es in keiner der sechs Unterkünfte eine besondere AG Patenschaft gibt. Woran könnte das liegen?

Ob es daran liegt, dass persönliche Betreuungsverhältnisse, ob Patenschaft oder Freundschaft, als Privatsache gelten? Als Privatangelegenheiten, über die im öffentlichen Forum der Nachbarschaftsinitiativen nicht geredet wird, weil sie für belanglos gehalten werden? Oder weil es unpassend, vielleicht sogar peinlich wäre, darüber zu reden? Weil man darüber öffentlich reden müsste, wenn man zum Thema Patenschaft eine besondere AG einrichten wollte? Weil dann vielleicht unschöne Dinge auf den Tisch kämen, die hässliche Kratzer auf der glatten Fassade der „Begegnung auf Augenhöhe“ hinterließen? Das sind Fragen, deren Berechtigung

²³ „Die Freiwilligen-Agentur (in Köln) erfasst im Vorhinein die Kompetenzen und Vorstellungen der potenziellen Mentor_innen in persönlichen Gesprächen, während der Flüchtlingsrat die Bedürfnisse und Wünsche der geflüchteten Familien eruiert. Die Koordinator_innen der beiden Organisationen wählen dann die passenden Mentor_innen und Mentee_innen aus. Vor dem endgültigen Zustandekommen des Mentorings müssen alle Freiwilligen eine mehrtägige Qualifizierung absolvieren sowie ein erweitertes polizeiliches Führungszeugnis vorlegen.“ (Schiffauer et al. 2017: 308) Das Vorlegen eines erweiterten polizeilichen Führungszeugnisses ist bei der ehrenamtlichen Arbeit gängige Praxis, zumindest wenn Kinder beteiligt sind. Mehrtägige Qualifizierungsseminare sind hingegen ungewöhnlich. Ehrenamtliche berichteten uns, dass sie mit ihrer Zeit haushalten müssen und sich daher lieber ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit widmen möchten als Fortbildungen zu besuchen.

in den folgenden Abschnitten mit Beobachtungen aus dem privaten Bereich der persönlichen Beziehungen unterfüttert werden sollen. Dazu werden vier Fallgeschichten vorgestellt.

Um die Fallgeschichten einordnen zu können, ist es nützlich, zwei Wege zur Patenschaft zu unterscheiden: öffentliche „Vermittlung“ und privates „Hineinwachsen“. Das „Hineinwachsen“ in die Patenschaft ist der Weg, der mit dem ehrenamtlichen Engagement innerhalb der Unterkünfte aufs engste verwoben ist. Es ist der Weg der quasi natürlichen Entstehung enger Kontakte aus vorausgehenden Zufallsbegegnungen. Der zweite Weg ist die öffentliche „Vermittlung“. Es ist der Weg der Zeitungsannoncen, der elektronischen Portale und Kontaktbörsen und der institutionellen Patenvermittlung durch karitative Organisationen. Das Interesse daran kann man an der wachsenden Zahl geförderter Vermittlungsprojekte ablesen (Start-with-a-friend, BHFI Patenkampagne Hamburg, 2000-Paten-Projekt Bremen u.v.a.m.).

(1) Wege der „Vermittlung“: Präferenz und Passung

Welche Rolle spielt der Weg der „Vermittlung“ im Angebotsspektrum der Nachbarschaftsinitiativen? Abgesehen von der Notkestraße bzw. der Steenkampsiedlung spielt er offenbar gar keine Rolle. In der Notkestraße wurde eine Internetplattform („Help“) eingerichtet, die Suchanfragen von Bewohnern („Suche jemanden, der mit mir zum Boxen geht“) mit Angeboten von potenziellen Betreuern („Biete Yoga-Übungen“) vermitteln sollte.

Die Plattform richtete sich an die Mitglieder der eigenen Nachbarschaftsinitiative ebenso wie an externe Interessenten. Damit sollte ein Austausch befördert werden, der von konkreten Aktivitäten ausgeht und alles Weitere offenlässt. „Manche würden schon ganz gerne mehr Kontakt mit einer Familie haben, nicht nur mal hier mal dort. Darum wurde die Plattform gemacht. Aber das ist super schwer. Wir haben immer wieder Aufrufe gestartet, aber es meldet sich kaum jemand von deutscher Seite.“ (Ehrenamt, NStr)

Während der Betrieb der Help-Plattform zum Jahresende 2017 eingestellt wurde, wurden andernorts Patenschaften ohne Beteiligung der Nachbarschaftsinitiativen vermittelt: „Die Frau vom Kinderschutzbund organisiert die Vermittlung von Paten. Neulich hat sie angerufen, sie hätte wieder zwei Patinnen, die hier in der Nähe wohnen. Ob es Familien gäbe. Es gab dann eine Veranstaltung, bei der Familien eingeladen wurden und die Patinnen vorgestellt wurden. Bewohner aus Syrien und Afghanistan, die schon gut Deutsch sprechen, haben für die Familien übersetzt. Wir hatten auch schon deutsche Bewohner angesprochen, aber die wollten nicht. Die beiden Patinnen sind dann hier aktiv geworden. Eine andere Familie hat außerdem eine Patin, die sie über einen Bekannten kennengelernt hat. Patinnen machen Hausaufgaben mit Kindern, fahren ins Miniaturwunderland oder fahren mit ihnen zur Oper.“ (UKSM)

Bei der Vermittlung findet bisweilen „Rosinenpickerei“ statt, wie eine Mitarbeiterin des UKSM es nennt. „Rosinenpickerei“ soll heißen: Auswahl nach Präferenzkriterien. Was damit gemeint ist, lässt sich an folgendem Beispiel illustrieren: Eine einheimische Familie ruft beim UKSM an und möchte gerne eine Patenschaft für eine Flüchtlingsfamilie übernehmen. Wir hätten da eine Familie aus Bosnien, antwortet die Mitarbeiterin des UKSM... Also aus Syrien sollte sie schon kommen. Da könnten wir Ihnen eine syrische Familie mit drei Kindern empfehlen... Und wie alt sind die Kinder? Fünf, drei und zwei Jahre... Aber unsere Kinder sind acht und sechs Jahre, hätten Sie vielleicht eine syrische Familie mit Kindern im selben Alter? Leider nein...

Damit ist das Gespräch beendet. Bleibt die Frage: Sind die Präferenzen und Prioritäten der einheimischen Familie moralisch legitim oder verwerflich?

Selbstverständlich ist es legitim auf Passung und Paarung zu achten. Problematisch ist vielmehr die Verwechslung von haupt- und ehrenamtlichen Rollen, die in der Kritik mitschwingt. Die Verwechslung kann die Bereitschaft zum zivilgesellschaftlichen Engagement tendenziell untergraben. Denn was hauptamtlichen Sozialarbeitern, Pädagogen, Richtern usw. verboten ist, nämlich privilegierte Beziehungen zu Klienten und Anvertrauten zu unterhalten, das ist ehrenamtlichen Paten nicht nur erlaubt, sondern geradezu die Voraussetzung eines nachhaltigen Engagements: sich selbst Gutes tun, indem man anderen Gutes tut. Doch was ist mit den kumulativen Effekten solcher Präferenzen, wenn sie zum Nachteil bestimmter Gruppen zu Buche schlagen, zum Beispiel zum Nachteil alleinstehender junger Männer?²⁴

Was geschieht, wenn „Ehrenamtliche sich lieber um Familien mit Kindern kümmern möchten als um alleinstehenden Männer“? Wenn sie sich wieder zurückziehen, wenn wider Erwarten hauptsächlich junge Männer in eine Unterkunft einziehen? So geschehen in der Luruper Hauptstraße. Dort war die „Willkommensinitiative“ vor Unterkunftseröffnung davon ausgegangen, dass überwiegend Familien untergebracht werden sollten. Es wurden Zahlen von 70% Familien genannt. Das kam den Wünschen vieler Ehrenamtlicher entgegen, die gerne Frauen und Kinder betreuen wollten. Dazu kam es aus bautechnischen Gründen dann aber doch nicht. So war die Enttäuschung groß und etliche Ehrenamtliche sind wieder abgesprungen.

(2) Wege des „Hineinwachsens“: Distanz und Nähe

Der Weg des allmählichen „Hineinwachsens“ in die Patenschaft ist der Weg, der mit dem Engagement vor Ort aufs engste verwoben ist. Das Merkwürdige daran ist, dass das langsame Hineinwachsen in Patenschaften, soweit es die ehrenamtlichen Aktivisten vor Ort betrifft, trotz seiner überragenden praktischen Bedeutung, irgendwie kaum der Rede wert ist. Oder haben wir bloß die falschen Fragen gestellt? Jedenfalls haben wir irgendwann auf eine eher zufällige Nachfrage erfahren, dass fast alle Deutschlehrer im Holmbrook „ihren“ speziellen Flüchtling hätten, mit dem sie freundschaftliche Beziehungen und engere Betreuungsverhältnisse unterhielten. Hier geht es zweifellos um Patenschaft, nur wird sie anders umschrieben.

Die Frage ist: Was heißt „Hineinwachsen“? Um eine nachhaltige Patenschaft aufzubauen, sollte man zwei Handlungsmaximen beherzigen: „Sympathie vor Bedürftigkeit“ und „Passung vor Sympathie“. Vielleicht könnte man das auch so ausdrücken: Patenschaft entsteht, ebenso wie Freundschaft, beim Kennenlernen. Hier bestätigt sich die bekannte „Kontakthypothese“, wonach sich Vorbehalte gegenüber Fremden besonders gut auflösen lassen, wenn man die Zeit hat, um sich zwanglos näherzukommen und dabei feststellt, dass Klischeevorstellungen, die man zuvor hatte, so nicht zutreffen. Abgesehen davon, dass die Kontakthypothese auch ganz gut anders herum funktioniert, sind die in den Wohnunterkünften ehrenamtlich Tätigen zumeist schon recht gut vorinformiert. Das mindert das Risiko, sich auf riskante Abenteuer einzulassen und erhöht die Chance, sich auf gesichtswahrende Weise wieder zurückzuziehen.

²⁴ „Probleme treten in selbst organisierten Helferkreisen dann auf, wenn das Angebot nicht zur Nachfrage passt, so bieten bspw. die freiwillig Engagierten in Stuttgart Heumaden vorrangig Patenschaften für Kinder und Frauen an. Die jungen Männer, die 35 Prozent der Geflüchteten in der Unterkunft ausmachen, haben gerade einmal drei Angebote.“ (Hamann et al. 2016: 29)

Dazu sagt eine Ehrenamtliche: „Das findet sich meistens von alleine, vor allem dann, wenn man bei praktischen Dingen hilft wie bei der Job- oder Wohnungssuche. Dann kommen persönliche Kontakte zustande. Und wenn man sich gut versteht, entwickelt sich das von ganz alleine. Wer bei uns mitmachen möchte, wird erstmal ins Café eingeladen, um einen Eindruck zu bekommen, um Leute zu treffen und die Unterkunft anzusehen. Dann kann man sich überlegen, was man hier machen will, ob man beim Deutschlernen helfen möchte oder mit Kindern spielen. Daraus ergibt sich dann das Engagement. Viele Ehrenamtliche helfen z.B. zuerst im Café, haben dann aber auch noch eine Familie gefunden, die sie enger betreuen. Wir haben hier eine Deutschlehrerin, die schon länger einen jungen Syrer betreut.“ (Ehrenamt, HB)

Das allmähliche „Hineinwachsen“ in ein besonderes Betreuungsverhältnis ist also ein zweiter folgerichtiger Schritt, der in einigem zeitlichen Abstand nach einem Schnupperpraktikum im Willkommenscafé, in der Frauengruppe, im Deutschunterricht, in der Arbeitsvermittlung kommt. So hat man ausreichend Zeit, um sich ein persönliches Bild der anderen Gruppenteilnehmer zu machen. Man kann sich überlegen, ob und mit wem man sich vielleicht auch außerhalb der Gruppe treffen oder wen man zu sich nach Hause einladen möchte. Patenschaften sind oftmals auch aus Zufallsbegegnungen entstanden, z.B. bei Hilfsanfragen von Bewohnern, die von Koordinatoren an die Mailingliste der Nachbarschaftsinitiative gepostet werden mit der Bitte, jemanden zum Arzt oder zur Wohnungsbesichtigung zu begleiten.

Es gibt aber nicht nur die Zögerlichen, es gibt auch die Überengagierten. „Manche Leute sind hoch engagiert und nehmen ‚ihren‘ Flüchtlingsfamilien alle Arbeit ab, so dass sie unselbstständig bleiben. Das kann auch übergriffig werden. Da klemmt sich zum Beispiel jemand eine Familie unter den Arm und die Familie merkt, dass sie da andocken kann, dass sie da alles rausholen kann, egal um was es geht. Eine Familie hatte alle ihre Probleme an den Ehrenamtlichen herangetragen. Der Familienvater war krank und seine Frau musste alles allein stemmen. Damit hat sie ihren ehrenamtlichen Helfer überlastet. Der ist irgendwann fast zusammengebrochen. Er kam zu uns und hat gesagt, er kann nicht mehr, er muss ja auch noch arbeiten. Wenn man nicht professionell ist, ist es viel schwerer sich abzugrenzen.“ (UKSM)

Das ist genau die Situation, vor der das UKSM seine freiwillig Engagierten schon immer gewarnt hat. Die Schilderung macht deutlich, dass Fragen von Distanz und Nähe mit Kompetenz- und Machtfragen verwoben sind. Sie zeigt exemplarisch, wie Stärke in Schwäche umschlagen kann. Sie zeigt beispielhaft auf, wie sich der strukturelle Kompetenzvorsprung durch Distanzverlust und Selbstaufgabe in Ohnmacht und Hilflosigkeit verwandeln kann. So extrem passiert das eher selten. Auch von Extremfällen kann man lernen – was man tunlichst vermeiden sollte. Und was sollte man tun? Die folgende Auswahl an Fallgeschichten bietet Anregungen.

Die Auswahl repräsentiert ein aussagkräftiges Spektrum an Geschichten, die auf je eigenwillige, aber stets alltagstaugliche Weise die Chancen und Risiken im Übergangsfeld von Paten- zu Freundschaften veranschaulichen. Es sind vier exemplarische Geschichten von Frauen und Männern verschiedener Alters- und Berufsgruppen, die jenseits von Augenhöhe und Altruismus ihre eigenen Bedürfnisse und Interessen, Wünsche und Hoffnungen einbringen: ein [REDACTED] ein [REDACTED] eine [REDACTED] und eine [REDACTED]. Ob die folgenden Geschichten, in denen es allzu menschlich zugeht, zur Nachahmung empfohlen werden können und sollen, müssen die Leser entscheiden.

7.2 Dank und Undank

Herbert A. [REDACTED] ist [REDACTED] und hat sich als Deutschlehrer engagiert. Er betreut eine [REDACTED]. Er bezeichnet das, was er über den Deutschunterricht für die Familie tut, als „tätige Hilfe“ und nicht als Patenschaft. Wie hat das angefangen? Irgendwann hat er angefangen, hilfsbedürftigen Bewohnern auch ganz praktisch zu helfen. „[REDACTED] Das liegt nicht gerade auf dem Weg. Sie müssen Ihre Zeit opfern, der ganze Vormittag ist ausgefüllt. Sie brauchen Fahr- geld, Sie müssen dafür sorgen, dass er alle Papiere dabei hat vom Ausweis bis zur Krankenkas- senkarte. Also das sind dann Sachen, die auch für uns interessant und neu waren, das hat auch uns eine Menge gegeben, wir haben dabei viel gelernt.“

Dazu gehört auch die Erfahrung, dass man, wenn man hilfsbedürftige Menschen begleitet, sich auf der Behörde plötzlich selbst in der Rolle des Bittstellers wiederfindet. „[REDACTED] Wie sollen die Menschen das Verste- hen, wenn wir das nicht einmal können? Wobei es ein großes Thema ist unter den Ehrenamt- lichen, dass wir ganz viel geben und ...“. Dann fügt er nach einem langen Moment des Zögerns hinzu: „Und dass wir aber auch ganz viel wiederbekommen als Dankeschön. Es sind nicht im- mer die Patenschaften, dass man sagt, du kümmerst dich jetzt nur um ihn, die befriedigend sind.“

Was treibt ihn an, was bewegt ihn zu seinem Engagement? Ihm geht es, wie vielen anderen Ehrenamtlichen auch, um Dankbarkeit. Er weiß natürlich, so wie die anderen auch, dass Dank- barkeit gegen Hilfeleistung kein Tauschgeschäft ist. Aber wenn der Dank ausbleibt, ist das schon eine Enttäuschung. „Wenn die Bewohner bekommen haben, was sie brauchen, dann melden sie sich oft nicht mehr. Was nicht persönlich gemeint ist, sondern damit zusammen- hängt, dass es für viele Flüchtlinge in ihrer jetzigen Situation schwierig ist, soziale Beziehungen aufzubauen.“ (UKSM) Das mag man akzeptieren, aber ein „Gefühl der Undankbarkeit“ bleibt.

Da ist er mit einer [REDACTED]

Die Familie ist ihm auch sehr dankbar dafür. Er bittet die Familie ihn zu informieren, sobald Post kommt. Er hat aber bis heute nichts mehr gehört. Die Familie befindet sich noch in der Unterkunft. Aber wie es weitergegangen ist, weiß er nicht. Er kann nicht verstehen, warum die Familie nicht wieder auf ihn zukommt. Er ist ein wenig enttäuscht, will es sich aber nicht eingestehen. Dankbar waren sie ja, sagt er. Aber drangeblieben sind sie nicht. Vielleicht, so tröstet er sich, hat die Familie aber auch gar nicht richtig verstanden, dass da noch etwas hin- terherkommen kann, solange der Bescheid nicht rückgängig gemacht wurde.

Dankbarkeit ist ein ambivalentes Thema, wie sich im Fortgang des Interviews zeigt: „[REDACTED]“

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

„Und zwar in dieser ganz bestimmten fordernden Ansprache: [REDACTED] Mit einer ziemlich festen Erwartungshaltung. Das ist ganz merkwürdig manchmal mit den Kindern. Die sind mit gar nichts hierhergekommen, aber wenn es dann etwas gibt, dann sind sie auch recht bestimmt dabei zu sagen, das möchte ich haben, das steht mir gefälligst zu, wenn ich dann mal was verteile. Dann sage ich du hast letzten Montag [REDACTED] Dann war erstmal wieder Ruhe. Wenn man dann über die Anlage geht, das war einfach schön, dass die dann gewunken haben, hallo Herbert, wie geht's, alles gut? Das gibt dann auch ein bisschen das Gefühl so im weitesten Sinne auch ein bisschen dazuzugehören.“

Der Wunsch dazuzugehören: Wird er dadurch erfüllt, dass man eine Patenschaft übernimmt? „Ich kümmerge mich besonders um eine Familie aus [REDACTED]“, berichtet Herbert. „Ich habe versucht, dem Ehemann bei der Arbeitssuche zu helfen, ich habe überall gefragt, wo ich denn Hilfe bekommen kann in Hamburg. Es gibt so viele Institutionen und Anlaufstellen, die helfen und Hilfe anbieten bei der Arbeitsvermittlung, wo muss ich denn mit dem hin? Das war für mich Neuland und da musste ich mich dann erstmal schlau machen. Da stößt man als Ehrenamtlicher an Motivationsgrenzen. Jedenfalls gab es dort eine Sachbearbeiterin, die für den gesamten Handwerksbereich zuständig ist. Ich habe ihm das vermittelt, weil er schon gut deutsch spricht. Er kann da alleine hingehen. Okay sagt er.“

„Dann ruft die Dame mich wieder an und sagt, wir haben uns verpasst. Als ich ihn unten abholen wollte, war er schon wieder weg. Das hat also nicht geklappt. So, habe ich zu ihm gesagt, das machen wir nicht noch mal, jetzt geh ich mit. [REDACTED]“

[REDACTED] Du brauchst den Ausweis, du brauchst Papiere, du brauchst Zeugnisse, und du brauchst einen Lebenslauf, ich gebe dir einen Blankolebenslauf. Er sagt: kann ich, mach ich. Was er nachher beim Anlauf dort nicht dabei hat, ist der Lebenslauf. Da denkt man wieder, ich habe ihm das doch 23mal gesagt, er nickt auch immer brav mit dem Kopf, aber was er nicht bei sich hat, ist der Lebenslauf. Da ist man einen Augenblick so ein bisschen enttäuscht.“

„Und dann hat man auch wieder ganz tolle Erfahrungen. Die Sachbearbeiterin, die dort sitzt, hätte sagen können, okay das war's, er kommt mit dem Lebenslauf wieder. Aber was macht sie? Sie nimmt sich eine volle Stunde Zeit, um mit ihm zusammen diesen Lebenslauf zu machen. Und sie hat auch gesagt, ich werde ihm innerhalb von zwei Wochen ein Angebot schicken. Das hat dann auch geklappt. [REDACTED]“

„Änderungsschneider gibt es hier viele, Türken vor allem, da gibt es manchmal Möglichkeiten, und in der chemischen Reinigung auch, da ist öfter mal was auszubessern. Die Sachbearbeiterin hat ihm irgendetwas vermittelt, er ist dahin gegangen und hat den Job auch bekommen. Aber das war schwierig für ihn, das war weit weg in [REDACTED]“

Für Herbert hat sich besonders gut bewährt beim Kontaktaufnehmen, dass er mit [REDACTED]

Minisupervision durch Tandempartner gehört unserer Auffassung nach in die Liste der „Top-Ten Best Practices“ der freiwilligen Integrationsarbeit. Gegenüber professionell angeleiteten Supervisionsgruppen, denen in der Literatur ein gewichtiger Platz zugewiesen wird, haben sie die Vorteile der Machbarkeit und der kurzzyklischen Rückmeldung auf ihrer Seite. Wenn man liest, dass „Supervisionen... (als) eine monatlich (!) stattfindende Veranstaltung“ (Schiffauer et al. 2017: 308), konzipiert werden, muss man sich schon fragen, ob kurzzyklische Rückmeldungen in Echtzeit nicht das geeignetere, wirkungsvollere und zugleich unaufwändigere Mittel sind, um Zweifel, Fragen und Probleme gemeinsam zu bearbeiten und zu lösen. Es gibt Ehrenamtliche, die den kurzen Draht zu Mitarbeitern des UKSM gerne benutzen, um sich Rat und Unterstützung einzuholen von Hauptamtlichen, die ihrerseits meistens gerne beratend zur Seite stehen. Das findet jedoch bilateral und punktuell statt und nicht in festen Supervisionen.

Da das Thema der Patenschaften in den von uns untersuchten Nachbarschaftsinitiativen aber sowieso ausgeblendet wird, muss naheliegender Weise auch nicht über Supervision geredet werden. So gesehen befindet sich die Patenarbeit in den Unterkünften gewissermaßen auf Blindflug – und gleichzeitig auf Wachstumskurs.²⁵ Weil ehrenamtliche Aktivisten nach unseren Beobachtungen immer weniger Neigung verspüren, sich zusätzlich zu ihrer Arbeit noch zusätzliche Termine aufzubürden, lautet die Prognose: Der in weiten Teilen stattfindende Blindflug wird wohl andauern, auch wenn das (ja schon vorhandene) Supervisionsangebot ausgebaut werden sollte.

7.3 Neugier und Offenheit

Robert B. (21) ist ein [REDACTED] der sich [REDACTED] in einer Folgeunterkunft engagiert hat. Mithelfen war für ihn in der damaligen Situation selbstverständlich. Das hat auch einen familiären Hintergrund. [REDACTED]

Robert ist mit der einfachen aber klaren Absicht in die Unterkunft gegangen, mit den Geflüchteten ins Gespräch zu kommen. Dabei kamen ihm [REDACTED]

²⁵ Kein Wunder, dass man sich Sorgen macht, das Ehrenamt könnte sich in die Belange des Hauptamtes einmischen und die professionelle Betreuung „privatisieren“. Die Sorge ist, dass „Patinnen und Paten (...) die Sozialarbeit (ersetzen) und (...) Verantwortung (übernehmen), für die sie nicht ausgebildet sind. Dies könnte den Effekt haben, dass die zuständigen Sozialarbeiter nicht mehr informiert sind und Geflüchtete ihre Termine verpassen.“ (Hamann et al. 2016: 29) Daraus folgt: „Eine ehrenamtliche Patenschaft darf nicht die Verantwortlichkeit der zuständigen Sozialarbeit außer Kraft setzen. Es braucht hier Supervisionsprogramme für alle beteiligten Seiten.“ (Hamann et al. 2016: 30) Auch wir können von Fällen berichten, in denen das UKSM zurecht erbost war über interventionistische, chaotisierende Paten. Gleichwohl wird man behördlicherseits kaum verhindern können, dass sich Patenschaften zu Freundschaften weiterentwickeln und dass sie sich aus den Unterkünften heraus und in die Wohnquartiere hinein entwickeln, wo sie sich sowieso der Kontrolle entziehen.

■■■■■ In dieser Hinsicht ist er den meisten der von uns befragten Helfer (ob mit oder ohne Hochschulabschluss) weit voraus. Außerdem bringt er einen weiteren Vorteil mit: Offenheit und Neugier. Er will verstehen wie die neuen Bewohner denken, warum sie so handeln, wie sie handeln, und welche Einstellungen, Traditionen und Bräuche sie mitbringen.

Auch darin unterscheidet sich Robert von vielen, wenn nicht den meisten unserer Ehrenamtlichen. Auch sie fragen auch nach den Wünschen und Bedürfnissen der Geflüchteten. Doch auf „Kopftuch“ reagieren viele mit Abwehrreflexen und auf „Ängste“ mit reflexhaftem Mitgefühl. Gegen Abwehrreflexe ist erstmal gar nichts zu sagen und gegen Mitgefühl sowieso nicht. Aber reicht das aus, um wirksame Integrationshilfe zu leisten? Der Punkt ist doch der: Wer sich auf Flüchtlingsarbeit einlässt, wird so oder so mit beiden Impulsen konfrontiert. Das gehört zur Selbsterfahrung jeder Flüchtlingshelferin und jedes Flüchtlingshelfers unausweichlich dazu. Die Frage ist: Verdrängen oder Aufklären? Antwort: natürlich Aufklären. Aufklären geht aber nur mit offener Neugier. Sonst bestätigt man sich nur in dem, was man sowieso weiß.

Robert spaziert also mit Neugier und Offenheit in die neu eröffnete Wohnanlage, ohne Plan oder Konzept, will auch keiner Arbeitsgemeinschaft beitreten. Er möchte Menschen kennenlernen und dann sehen, was sich daraus ergibt. „Ich habe versucht zu fragen, ‚wie geht’s dir?‘. Einfach mal ein bisschen Smalltalk machen.“ So ist er losgegangen und will ins Gespräch kommen. Zuerst hat er sich mit Händen und Füßen und mit Hilfe von Übersetzungstools auf seinem Smartphone unterhalten. Als sich die Deutschkenntnisse der Unterkunftsbewohner nach und nach verbesserten, konnte er dann auch richtige Gespräche führen. Er wird zum Essen eingeladen. Seine Offenheit wird dankbar angenommen. Er ist beliebt bei den Bewohnern. Begünstigt wird seine Beliebtheit noch dadurch, meint er, dass er einer der wenigen ehrenamtlich aktiven Männer ist. Oder woran könnte es noch gelegen haben?

Weil er das Gastrecht respektiert. Wenn er eingeladen ist, nimmt er sich selbst und zurück und lässt Verhaltensnormen unhinterfragt gelten, die seinen eigenen widersprechen. Wenn er sagt, er habe „sich nicht getraut seine eigene Kultur zu leben“, so zeigt das aber auch, dass er den Impuls zum Widerspruch durchaus verspürt hat. Er erzählt dann von einer kleinen Episode, in welcher er dem Widerspruchsimpuls nachgegeben hat. ■■■■■

■■■■■ Das ist anders in den Familien, die er inzwischen sehr gut kennt. Dort hilft er ohne erst lange zu fragen und hofft, durch sein Vorbild auf Väter und Söhne einwirken zu können.

Als Robert merkt, dass er es nicht schafft, mit allen Bewohnern gleichintensiven Kontakt zu pflegen, hat er irgendwann einen „Riegel“ vorgeschoben. Aber es gibt auch Ausnahmen. Eine davon ist eine ■■■■■ Sie besteht aus einer ■■■■■

■■■■■ Er ist der „Chef“ der Familie.

Mohammad ist ein offener, freundlicher Mensch. [REDACTED]

[REDACTED] Das Angenehme an Robert ist, sagt Mohammad, dass er schon ganz gut Bescheid wusste über unsere Kultur, so dass er ihm nicht andauernd alles erklären musste. In die Freundschaft sind nach und nach auch die beiden Familien einbezogen worden, Roberts Eltern, [REDACTED] sowie Mohammads Mutter und [REDACTED]. Daraus ist eine herzliche Familienfreundschaft geworden mit gegenseitigen Besuchen und Einladungen zu Familienfesten.

[REDACTED] Alles stimmt, nur eine Sache stimmt ganz und gar nicht. Mohammads Mutter [REDACTED] gehört zu den abgehängten Frauen. Sie ist von all dem ausgeschlossen. Sie spricht nach [REDACTED] noch immer fast gar kein Deutsch, sie versteckt sich und ist krank vor Heimweh.

Robert ist sich bewusst, dass die Ansichten darüber, wie man mit Frauen umgeht und welchen Stellenwert das weibliche Geschlecht in verschiedenen Ländern und Kulturen hat, weit auseinander gehen. Wenn „die Jungs“ sexistische Bemerkungen machen, findet er das überhaupt nicht lustig. Er wird aber nicht konfrontativ oder belehrend. Stattdessen versucht er ein Vorbild zu sein. Er zeigt ihnen, was er für richtig hält, indem er Mädchen und Frauen gleichberechtigt behandelt und respektvoll mit ihnen umgeht. Wenn jemand zu einer Frau sagt: „Du als Frau hast mir gar nichts zu sagen!“, versucht er zu erklären, warum das nicht geht und was daran falsch ist. Er hofft und wünscht, dass er etwas verändern kann. Bei ihm selbst hat sich schon einiges verändert: Dass er sich mit seiner männlichen Vorbildrolle auseinandersetzt.

„Die Jungs“ wollen gern deutsche Mädchen kennenlernen. Sie fragen ihm Löcher in den Bauch. Sie wollen ganz viel über deutsche Mädchen wissen. Sie möchten vor allem wissen, was sie „beachten“ müssen bei deutschen Mädchen. Eine Heirat mit einer Deutschen scheint für sie möglich, aber auch schwierig zu sein. Kein Problem für ihn als Mann, sagt Mohammad. Und seine Schwestern? Mohammad zögert mit der Antwort. Dann sagt er, dass seine Schwestern deutsche Männer heiraten könnten, die zum Islam übertreten. Ob seine Familie sehr religiös ist? Wir halten Ramadan, aber ich gehe nicht beten. Sunnit oder Alewit? Einfach nur Muslim. „Im Quran steht nichts von Schiiten, Sunniten etc. Wenn bei uns in Syrien jemand so etwas fragt, dann bedeutet das meistens nichts Gutes, dann geht es um Freund oder Feind.“

Mohammads älteste Schwester [REDACTED] hat [REDACTED]

[REDACTED] Daran lässt sich ablesen, wie gut die Familie bereits in der [REDACTED] integriert ist. Die [REDACTED] erklärt Mohammad. [REDACTED] Migranten sind ernsthafter. Dafür fehlt ihnen aber die arabische Lockerheit.

Inzwischen haben sich die Beziehungen zwischen den beiden Familien nach einer Phase sehr intensiver Kontakte wieder etwas gelockert. Das hängt zum einen damit zusammen, dass Robert nicht mehr so oft in Hamburg ist, weil [REDACTED]. Zum anderen liegt es daran, dass Mohammads Familie mittlerweile eine eigene Wohnung von der SAGA bekommen hat. Auch Mohammad hat nun seine eigene kleine Wohnung. Er hat den [REDACTED] abgeschlossen und spricht sehr gut Deutsch. Was er jetzt machen will, weiß er noch nicht. Er hat einen Job als [REDACTED].

7.4 Familienanschluss mit Haken

Britta C. [REDACTED] hat als freiwillige Helferin bei der Begleitung von Flüchtlingen zu Ämtern und Behörden angefangen. So ist sie in eine Aushilfstätigkeit einer Erstunterkunft hineingerutscht. Die Arbeit dort hat ihr die vielen Menschen und ihre Schicksale nähergebracht. Sie ist in sehr kurzer Zeit mit sehr vielen Menschen in Kontakt gekommen. Dabei hat sie eine [REDACTED] Mutter kennengelernt, die ihr auf Anhieb sympathisch war. Die Mutter (50) ist im [REDACTED]

Brittas Status als angestellte Aushilfskraft [REDACTED] der private Kontakte zu den Bewohnern verbietet, hat eine engere Beziehung zunächst verhindert. Kontakt war erst möglich, nachdem die Familie in die Folgeunterkunft transferiert worden war. Nach dem Umzug stand dem nichts mehr im Wege. So kam es, dass Britta, nachdem sie einen Ehrenamtsvertrag unterschrieben hatte, sich nunmehr ganz legal um ihre neue Familie kümmern konnte. Es ging damit weiter, dass Britta abends nach ihrer Arbeit öfter noch im Camp vorbeikam, um ihrer Familie bei den allfälligen administrativen Anforderungen und Anfragen zu unterstützen. Im Laufe der Zeit hat sie immer mehr Freizeit bei ihrer Familie, den Bawarshis, auch ohne Auftrag verbracht.

Britta weiß, dass sie Mutter Bawarshi längst nicht nur deswegen besucht, weil sie helfen möchte, sondern weil sie gern mit ihr zusammen ist und weil sie mehr Zeit mit ihr verbringen möchte. Soviel ist ihr klar: Sie möchte nicht, dass die Familie abreist und zurückkehrt in die [REDACTED]. Wie schaltet Britta sich ein? Mutter Bawarshi hat einen Traum. Sie träumt von [REDACTED]. Britta bestärkt sie darin. [REDACTED] machen, ein Wunschberuf für viele Flüchtlinge, vielleicht nur ein bisschen zu hoch gegriffen? Britta ermutigt ihn in seinem Berufswunsch.

Die Leute sollen erst einmal eine richtige Ausbildung machen, bevor sie anfangen zu arbeiten, sagt sie. Sie ist eine energische Verfechterin der neuen 3+2 Regelung. Danach können Geflüchtete nach drei Jahren erfolgreicher Ausbildung eine weitere Aufenthaltsgenehmigung von zwei Zusatzjahren erhalten. Deswegen rät sie jedem, der eine Ablehnung erhält, so schnell wie möglich einen Ausbildungsplatz zu finden. Das rät sie auch dem [REDACTED] Sohn. Anders als sein [REDACTED] Bruder, der mit „Hauptsache Geld“ zufrieden ist, könnte sich der [REDACTED] Bruder dafür erwärmen. Ob Britta sich vielleicht ihrerseits für den [REDACTED] erwärmen könnte? Immerhin sind sie gleichaltrig. Nein danke, kein Interesse, antwortet sie und winkt ab.

Die Familie hatte zuerst keine Gelegenheit, einen offiziellen Deutschkurs zu besuchen. Daher war die Verständigung am Anfang recht holprig. Britta sprach kein [REDACTED] Mutter Bawarshi kein Deutsch. Und was ist passiert? [REDACTED]

[REDACTED] Mutter Bawarshi und ihre Söhne lernen mittlerweile Deutsch in einem offiziellen Kurs des BAMF. [REDACTED]

[REDACTED] Aber gehört sie denn tatsächlich zu den Abgehängten? Britta sagt, sie gehört nicht dazu. Sie hält große Stücke auf die Schwiegertochter: „Sie ist schlau und zuverlässig“. Jetzt da ihr Sohn [REDACTED] alt ist, möchte sie ganz schnell Deutsch lernen und dann später [REDACTED] sagt Britta.

Britta hat klare Vorstellungen von weiblicher Emanzipation. Sie findet es ausgesprochen gut, dass die Schwiegertochter so lernbegierig ist. Sie möchte die Schwiegertochter in ihrem Lern-eifer unterstützen. Dabei redet sie vielleicht ein bisschen zu nachdrücklich auf sie ein. Geht es um die Wünsche der Schwiegertochter oder geht es um Brittas Wünsche? [REDACTED]

[REDACTED] Sie will vollendete Tatsachen schaffen. Aber die Schwiegertochter lehnt ab. Sie fühlt sich überrumpelt und protestiert. Sie findet, [REDACTED] Britta sieht das anders. Sie hätte es am liebsten, wenn sich die Schwiegertochter zügig an die Rolle einer eigenständigen und selbstbewussten deutschen Frau gewöhnte.

Was treibt Britta an? Sie möchte der Familie in Deutschland ganz uneigennützig eine Zukunftsperspektive bieten. Sie scheint aber auch ganz eigennützig verhindern zu wollen, dass die Familie aus freien Stücken wieder [REDACTED] zurückgeht. Sie möchte, dass die Familie bei ihr bleibt, denn aus der Patenschaft ist längst eine Freundschaft geworden. Sie hat sich dort so wieso nie als Sozialarbeiterin gefühlt, sagt Britta. Sie hat eine tiefe Zuneigung zu Mutter Bawarshi gewonnen. Die Mutter steht manchmal Stunden in der Küche, um für die Familie zu kochen. [REDACTED]

[REDACTED] Was Britta gefunden hat, ist mütterliche Fürsorge. Aber da ist noch etwas.

Britta hat eine mütterliche Beraterin gefunden, mit der sie ihre Geheimnisse teilen kann. Die beiden Frauen reden sehr offen über alles. Sie teilen ihre Sorgen und Nöte und geben sich gegenseitig Ratschläge. Sie „steht ganz weit oben auf der Liste der Leute, mit denen ich über meine Probleme reden will“, sagt Britta über ihre mütterliche Freundin. Britta hat auch über ihre Beziehungsprobleme gesprochen. [REDACTED]

_____ und darüber haben sie sich auch ausgetauscht. Ausgetauscht? Britta räumt ein, dass sie eigentlich recht wenig sie über die Vergangenheit von Mutter Bawarshi weiß. Warum dies so ist? Sie ist selbst erstaunt, dass dies noch nie ein Thema war. „Aber sie ist wie eine Zweitmutter für mich.“ Als sie das sagt, kommen ihr fast die Tränen.

Im Rückblick auf Brittas Geschichte kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe sie in der Begegnung mit ihrer Zweitmutter und der Bawarshi Familie eine Erfahrung gemacht, nach der sie sich schon immer gesehnt hatte. Es ist die Erfahrung endlich eine Zugehörigkeit und gefunden zu haben und eine Geborgenheit, die sie zuvor nicht gekannt hatte. Familie als Heimatversprechen: Das ist offenbar die Entdeckung, die Britta für sich selbst gemacht hat, das ist der Sehnsuchtsort, den sie um keinen Preis wieder hergeben will. Gehen wir zu weit mit der Mutmaßung, _____?

Wie dem auch sei, der allgemeine Punkt ist doch der, dass unsere fragmentierten Familienstrukturen zwar einen enormen Zuwachs an persönlicher Befreiung, aber auch einen enormen Zuwachs an anomischem Bindungsverlust gebracht haben. So können Migrantenfamilien wie die Bawarshis ein hochattraktives Angebot an familiärer Verlässlichkeit und Beständigkeit für deutsche Betreuer machen, dass die Asymmetrie der Patenschaft wieder ins Lot bringt. Insofern ist Brittas Geschichte ein exemplarischer Fall. Er ist exemplarisch auch in der Paradoxie, dass Britta mit ihrem Emanzipationsangebot an die Schwiegertochter langfristig genau dazu beiträgt, die Familienheimatidylle, von der sie so fasziniert ist, zu untergraben.

7.5 Ein robuster Erziehungsauftrag

Die letzte Geschichte ist die von Hertha D. (____), _____.
_____. Das beginnt auf dem Höhepunkt der großen Flüchtlingswelle damit, _____ Hertha aber reicht das nicht. Sie will etwas bewirken, das über den Tag hinaus reicht. _____

Als sie mit einer Gruppe von Flüchtlingen im Sozialamt wartet, kommt sie mit Othman (____) ins Gespräch. Daraus ist eine Beziehung entstanden, die Hertha als „Freundschaft“ bezeichnet. Othman ist _____
_____. Othman ist die treibende Kraft in der Beziehung mit Hertha. Immer wieder kommt er an und bittet sie um Hilfe. Sie hilft der Familie bei den Anmeldungsformalitäten, sie kümmert sich um _____

Im Laufe der Wochen und Monate rückt sie immer mehr _____
_____. Wie sich im Interview zeigt, interpretiert Hertha ihre neue Mutterrolle auf sehr eigenwillige Weise,

nämlich als robusten Erziehungsauftrag. Sie möchte alte Wertvorstellungen von Ordnung im Alltagsleben und neue Wertvorstellungen von Gleichberechtigung in den Geschlechterbeziehungen vermitteln. Dabei geht sie energisch zu Werke. [REDACTED]

[REDACTED] So hat sie sich den nötigen Respekt verschafft, betont sie nicht ohne Stolz. Aber da scheint noch etwas anderes mitschwingen. Ist es vielleicht eine gewisse Irritation, die da mitschwingt? Könnte es vielleicht sein, dass Hertha mit dem Statusgefälle nicht klarkommt, das sie von einer armen [REDACTED] Familie trennt? Könnte es sein, dass sie die Mutlosigkeit einer bildungsfernen Familie, [REDACTED] nur schwer ertragen kann?

In der Tat, das Statusgefälle könnte größer kaum sein. [REDACTED] „Es ist sinnlos“, sagt Hertha achselzuckend. „Der gibt sich gar keine richtige Mühe, er ist ein hoffnungsloser Fall.“ Und Othmans Brüder? Die sind aus dem [REDACTED] Hertha hat ihn längst aufgegeben, weil es keinen Zweck hat, wie sie sagt. Trotzdem bleibt sie dran. Das ist erstaunlich.

Hertha möchte nicht mit dem Kümmern aufhören. Immer wieder einmal muss sie kontrollieren, ob alles soweit in Ordnung ist und ob sie vielleicht erzieherisch eingreifen muss. Sie kann es einfach nicht lassen „ihre Jungs“ erziehen zu wollen, Sie möchte ihnen trotz allem immer noch „beibringen“, wie man sich in Deutschland benimmt und wie man sein Leben in Ordnung hält. Sie möchte ihnen vor allem vermitteln, wie wichtig es ist, alle erforderlichen Unterlagen beisammen zu haben. Da ist er wieder, der deutsche Ordnungssinn. Sie findet es schrecklich, dass die Männer keine Ordnung halten können: „Da liegen Zeugnisse zerknüllt im Rucksack. Die finden nichts wieder. Sogar die Intelligenten (wie Othman) können das nicht.“

Hertha kann sich wahnsinnig aufregen, wenn sie erzählt, wie sie den Jungs einen [REDACTED] Die Unterlagen fliegen trotzdem überall herum, unter dem Bett und sogar im Kühlschrank. Sie erzählt, wie lange sie braucht, um ein bestimmtes Formular wieder aufzufinden. Sie ist empört, weil sie sie immer wieder ermahnen muss die Wohnung zu putzen. [REDACTED]

Darauf erklärt sie barsch, dass das eine faule Ausrede sei. Schließlich würde [REDACTED] auch zu Hause putzen, ohne dass ihm ein Stein aus der Krone fällt. Dann kommt der Einwand „Ich muss doch arbeiten gehen“. Den Einwand hat sie mit dem Argument beiseite gewischt, dass man bei täglich drei Stunden Deutschkurs doch wohl noch genug Zeit zum Putzen habe. Aber es hat alles nichts gebracht. Sie ist bei den Brüdern mit ihren Argumenten nicht durchgedrungen und da hat sie es aufgegeben – und trotzdem nicht aufgegeben.

Warum kümmert sich Hertha angesichts dieser Erfahrungen dann aber trotzdem so fürsorglich und energisch um Othman und seine Familie? Weil sie ein gern gesehener Gast im Camp ist? Weil sie sich selbst etwas Gutes tut, wenn sie „ihre Jungs“ bemuttern kann? „Es ist ja so“, meint Hertha schmunzelnd, „dass sie sich freuen, wenn eine Deutsche kommt.“ Und die Deutsche kommt oft. Dann sitzen sie zusammen, spielen Karten, lachen zusammen, reden mit Händen und Füßen. [REDACTED] befreundete Nachbarn kommen aus ihren Wohnungen dazu. Dabei erfährt sie all das, was die Brüder und ihre Freunde und Nachbarn bewegt und beschäftigt, darunter auch Dinge, „die ich im Interview besser nicht erzählen sollte“, vom Schwarzarbeiten oder vom Fahren ohne Führerschein.

Sie hört ihnen freundlich zu, sagt ihnen dann aber auch, wie sie darüber denkt. Sie weist sie auf die Risiken und Gefahren hin, in die sie sich begeben. Da ist sie sehr direkt. Aber sie sieht sich nicht in der Verantwortung, vor allem nicht bei den Erwachsenen. Sie sagt ihnen dann immer wieder „ich bin nicht eure Mama“. Wirklich nicht? Hertha lebt ihre Patenschaft auch in der Beschützerrolle aus, indem sie ihrem Naturell entsprechend robuste Präsenz an den Tag legt. Sie berichtet mit einer gewissen Genugtuung davon, [REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

Die haben jetzt Angst vor ihr, [REDACTED] Das gibt ihm Schutz. Sie ist überzeugt davon, dass ihr Auftritt eine bestimmte Wirkung hat. Wenn man dort weiß, dass Othman eine energisch auftretende Person wie Hertha im Hintergrund hat, reicht das eventuell schon aus, um Niederträchtiges zu verhüten. Sie ist außerdem einmal gemeinsam mit einer [REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED] Im Übrigen, fügt sie hinzu, versucht sie den jungen Männern zu vermitteln, dass eine solide Ausbildung und ein richtiges Arbeitsverhältnis wichtiger sind als schnelles Geld. Was aber nichts nützt, siehe oben.

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

Immer wieder versucht sie mit großem Nachdruck, ein anderes, ein emanzipiertes Frauenbild in die Köpfe der Männer zu trichtern. Auch dabei nimmt sie kein Blatt vor den Mund. Sie hat zu Othman gesagt, dass sie seiner Frau gleich nach ihrer Ankunft in Deutschland „erklären“

werde, welche Rechte ihr hier als Frau zustehen. Sie werde ihr von Anfang an klarmachen, dass auch Othman mal das Haus putzen kann. Othman findet das nicht richtig. Er meint, er als Mann habe für das Familieneinkommen zu sorgen. Hertha versucht ihm klar zu machen, dass er sich als Mann genauso gut um die Kinder kümmern könne wie seine Frau. Doch er und die anderen Männer finden ihre Aufklärungsbemühungen offenbar amüsant. Aber vielleicht sind einige doch irritiert. Einer von ihnen hat sie gefragt, wie er Kontakt zu deutschen Frauen bekommen kann. Wie soll das denn gehen, fragt sie dagegen, wenn er erwartet, dass seine zukünftige Frau Kopftuch tragen soll und nicht mit einem fremden Mann alleine essen darf?

Sex vor der Ehe ist auch so ein Thema, sagt Hertha. Für fromme Muslime gilt: kein Sex vor der Ehe, nicht nur für Frauen, sondern auch nicht für Männer. Es gab mal einen Bewohner, der eine deutsche Frau ins Camp mitgebracht hat. Da wussten die Männer überhaupt nicht, wie sie damit umgehen sollten. Sie hatten sogar schon überlegt die Polizei zu rufen. Aber Hertha geht noch weiter. Sie nimmt keine Rücksicht auf Tabus, sie spricht mit den Männern über alles, auch über Homosexualität. Das finden sie sehr befremdlich. [REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]

Wenn man all dies hört, kann man sich lebhaft vorstellen, dass Hertha oben auf ist und in neuen Erfahrungen geradezu schwelgt, aber auch daran leidet, dass ihre Wertmuster und Ordnungsvorstellungen ins Leere laufen. Wenn man hört wie sehr sie hin und her gerissen ist zwischen Empörung und Mitleid, zwischen Bestrafen und Beschützen, und dass sie am liebsten alles hinschmeißen möchte und doch irgendwie weitermachen muss, spürt man den Kontrollverlust, an dem sie leidet. Einerseits möchte sie „die Jungs“ freundlich aber bestimmt an die Hand nehmen, andererseits möchte sie sie kräftig zurechtstauchen. Sie hat es satt sich einzumischen und möchte sie sich am liebsten völlig zurückziehen. Was ist in dieser Lage zu tun? Vielleicht ruckelt sich manches besser zurecht ohne ihre Intervention?

[REDACTED]
[REDACTED] Außerdem regelt die Familie inzwischen vieles allein. Othman kümmert sich jetzt wieder mehr um seine Familie, [REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]

[REDACTED] Bei Behördengängen müssen sie Herthas Hilfe kaum noch in Anspruch nehmen. Einwurf [REDACTED] „Sie wollen deine Kontrolle nicht. Sie wollen nur deine Hilfe als ‚Freundin‘“. Damit hat er den Nagel auf den Kopf getroffen.

Othman hat auch versucht Kontakte mit anderen Deutschen zu knüpfen. [REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]

[REDACTED] Aber der Kontakt ist spärlich geblieben. Da hält sich Othman lieber an Hertha. So direkt wie sie ihm die Leviten liest, so direkt fordert er ihre Hilfe ein. [REDACTED]
[REDACTED]
[REDACTED]

[REDACTED] Da wird es Probleme geben. Und da ist es gut eine energische Patronin zu haben.

7.6 Patenschaften im Vergleich

Die vier vorausgehenden Fallgeschichten geben Auskunft über je eigene, gleichwohl nicht untypische Konstellationen von gelungener Patenschaft. Die Geschichten sind unspektakulär, sie haben Vorbildcharakter („Best Practices“?). Das gilt freilich nicht pauschal. Vielmehr kommt es darauf an, sorgfältig auf die richtige Passung von „Patenkindern“ und „Paten“ zu achten. Aber Passung allein reicht nicht. Daher lautet die Empfehlung an potenzielle Patinnen: Suche jemanden, der zu dir passt, und lasse dich von Sympathie und Freundlichkeit leiten.

An den Geschichten lässt sich im Übrigen der entscheidende Vorzug ablesen, der aus dem allmählichen Hineinwachsen in die Patenschaft erwächst. Der Vorzug besteht darin, dass man keine durch Dritte sanktionierte „Knallentscheidung“ für oder gegen eine Person unter Druck treffen muss. Ein sachgrundbefristetes Engagement (z.B. Deutschdialog einmal wöchentlich eine Stunde, begrenzt auf zwei Monate) reicht dafür vollkommen aus. Von da an kann man den Zufall spielen lassen, denn man hat ja nun einen legitimen Zugang zur Unterkunft und kann dann auch noch weitere Bewohner kennen lernen. Rückzugsmöglichkeiten bei aufkommenden Störgefühlen bleiben ohne Gesichtsverlust möglich.

Wie haben unsere vier ehrenamtlichen Hilfspersonen die von ihnen betreuten Geflüchteten kennen gelernt? Alle waren vorab in den Unterkünften unterwegs: als Deutschlehrer, der regelmäßig auf dem Wohngelände war (Herbert); als neugieriger Besucher, der über die Anlage schlenderte und unbekümmert Kontakt aufnahm (Robert); [REDACTED] (Britta); als freiwillige Helferin, die es gewohnt war, nicht viel zu fragen und die Ärmel aufzukrempeln. Alle hatten zunächst eine „Ankerperson“ unter den Bewohnern gefunden, mit der sie sich besonders gut verstanden. Ausgehend davon entstanden Kontaktnetze unter Einbeziehung der Familienmitglieder der „Ankerperson“ (besonders stark: Robert, wegen der Quervernetzungen zwischen seinen und Mohammads Familienmitgliedern).

Was die Balance von Nähe und Abstand betrifft, so sind die Probleme, von denen die Fachliteratur berichtet, hier nicht so stark aufgetreten. Herbert und Robert haben vergleichsweise größeren Abstand gehalten als die beiden Frauen. Britta und Hertha haben prominente weibliche Familienrollen in ihren Flüchtlingsfamilien eingenommen, die passender Weise gerade vakant waren: [REDACTED]

[REDACTED] Herbert und Robert befinden sich als entfernter „Onkel“ und „Cousin“ im zweiten Rang. Roberts Familie hat die Familie Mohammads zum Gegenbesuch eingeladen, was Britta, Herbert und Hertha tunlichst vermieden haben: Sie sind gern gesehene Gäste bei ihren Flüchtlingsfamilien, ohne sie zum Gegenbesuch einzuladen.

Alle vier haben gemeinsam, dass sie eine Integrationsagenda verfolgen. Es handelt sich genauer gesagt um zwei Integrationsaufträge: Ausbildung geht vor Arbeit, Gleichberechtigung geht vor Männerprivilegien. Die beiden Männer sind zurückhaltender, die beiden Frauen direkter. Britta unterstützt die Zukunftsträume der Frauen ihrer [REDACTED] Familie. Sie träumt mit ihrer Zweitmutter vom [REDACTED] sie lässt die Schwiegertochter, die noch immer kein Deutsch spricht, unwidersprochen [REDACTED]

[REDACTED] Britta verhält sich, mit anderen Worten, manipulativ. Gleichwohl gilt auch:

Sie ist zupackend, hilft wo sie kann und tut das Naheliegende. Vor allem hat sie ganz praktisch dafür gesorgt, dass Mutter und Söhne ihre Deutschkurse besuchen und dranbleiben.

Besonders bemerkenswert ist Herthas robuster Erziehungsstil. Sie wird übergriffig. Wo andere „meckern“, schreitet sie zur Tat. Statt sich über die Unpünktlichkeit der ihr Anbefohlenen im Kreise der Ehrenamtlichen zu beschweren, setzt sie Pünktlichkeit durch. Statt über Unordnung zu klagen, schafft sie Ordnung mit eigener Hand. Statt sich abstruse Meinungen über Männerprivilegien anzuhören, nimmt sie kein Blatt vor den Mund und geht in die Konfrontation. Das ist das eine. Das andere ist, dass sie immer wieder Leitplanken einzieht, an denen Flüchtlinge Halt finden können. Am Ende jammert sie mit dem Gestus derjenigen, die ständig kurz vor dem Hinschmeißen steht und dann doch aufopferungsvoll weitermacht.

Das hat mit Respekt vor Wünschen und Befindlichkeiten von Flüchtlingen offenbar wenig zu tun. Hertha fragt nicht, was dieser oder jener sich wünscht. Sie sieht, was nötig ist, und verlangt von ihm, was getan werden muss. Das scheint zu funktionieren, weil sie es von sich selbst auch verlangt. Sie ist unermüdliche Begleiterin bei Behördengängen, sie betätigt sich als erfolgreiche Arbeitsvermittlerin, sie präsentiert sich als [REDACTED] sie kämpft um den Familiennachzug ihrer Schutzbefohlenen.

Sie ist die Patin, der Respekt gezollt wird. Das ist das Rollenmuster, das sie bedient, und genau so scheint es zu funktionieren. Das Erstaunliche an dieser Geschichte ist jedoch, dass eine Frau wie Hertha, deren „robuste“ Voreinstellungen so gar nicht dem Bild entsprechen, das wir uns vorher von freiwilligen Integrationshelfern gemacht hatten, sich überhaupt in der Flüchtlingsarbeit engagiert. Und sie ist offenbar nicht die einzige, wie wir erfahren haben.

8 Ausblick und Anschlussfragen

(1) Untersuchungsziele und Methoden

Die vorliegende Studie hat das Ziel, das zivilgesellschaftliche Engagement von freiwilligen Nachbarschaftsinitiativen in Flüchtlingsunterkünften mit explorativen Methoden zu evaluieren. Um herauszufinden, wie sich die Initiativen organisieren, wie sie arbeiten und wie ihre Angebote angenommen werden, haben wir 59 Interviews in sechs Folgeunterkünften des Bezirks Altona mit 23 geflüchteten Unterkunftsbewohnern, 24 ehrenamtlichen Helfern und 12 Mitarbeitern des Unterkunfts- und Sozialmanagements (UKSM) durchgeführt.

(2) Fragestellung: Der Beitrag des freiwilligen Engagements zur Integration

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Frage nach dem Integrationsbeitrag des freiwilligen Engagements: Was tragen die ehrenamtlichen Nachbarschaftsinitiativen dazu bei, um die Teilhabe von geflüchteten Bewohnern am gesellschaftlichen Leben durch Begegnungscafés, Deutschunterricht, Arbeits- und Ausbildungsvermittlung sowie Paten- und Freundschaften zu unterstützen? Wie können die Nachbarschaftsinitiativen ihre Angebote durch unterkunftsübergreifenden Austausch von „Best Practices“ verstetigen und verbessern? Ohne dramatisieren zu wollen, lässt sich die derzeitige Lage folgendermaßen kennzeichnen:

Problemlagen:

- Aktivitäten und Mitgliederzahlen sind seit 2016 stark zurückgegangen.
- Die Nachfrage der Bewohner nach ehrenamtlichen Angeboten ist stark gesunken.

(3) Koordinations- und Rahmenbedingungen

Im Unterkunftsvergleich zeigt sich, dass Nachbarschaftsinitiativen durch bestimmte Koordinations- und Rahmenbedingungen verstärkt und stabilisiert werden können. Dazu zählen (1) ressourcenstarke Infrastrukturen (Kirchen, Stadtteilzentren, Quartiersvereine) in Unterkunftsnahe; (2) Abgrenzung und selektive Kooptation von neuen externen Angeboten; (3) Koordination durch Netzwerknoten („Hubs“), in denen Außen- und Binnenkontakte zusammenlaufen; (4) kreative Selbstorganisation autonomer Arbeitsgemeinschaften, die aus eng kooperierenden kleinen Teams oder Tandems bestehen; (5) starkes Statusgefälle zwischen Nachbarschafts- und Unterkunftsbewohnern. Es zeigt sich, dass die Beziehungen zwischen starken, erfolgreicheren Initiativen und dem UKSM eher ambivalent sind.

Anschlussfragen:

- Was wird aus den Initiativen, wenn die Nachfrage der Bewohner weiterhin sinkt?
- Wird die Ehrenamtskoordination tendenziell vom UKSM übernommen?

(4) Erfahrungen mit frauenspezifischen Angeboten

Bewohnerinnen sind durch ehrenamtliche Angebote offenbar viel schwerer zu erreichen als Bewohner. Viele bleiben unter sich, verlassen das „Camp“ oft nur im Pulk und scheuen vor gendergemischten Angeboten zurück. Die Initiativen haben darauf mit frauenspezifischen Angeboten reagiert (Frauencafés, Kinderbetreuung). Aber das hat offenbar wenig genützt: Frauen gehen in der Mutterrolle auf, Versuche sie „abzuholen“ laufen häufig ins Leere, sie lernen kaum Deutsch und da sie sich nicht verständigen können, bleiben sie unter sich. Auch wenn das nicht für alle Frauen gilt, ist Unerreichbarkeit ein enormes Problem.

Anschlussfragen:

- Kann die Erreichbarkeit durch aufsuchende Betreuung verbessert werden?
- Gibt es noch ungenutzte Anreize, um Frauen zum Deutschlernen zu motivieren?

(5) Willkommenscafés: Orte der Begegnung

Auf diesem Feld haben Nachbarschaftsinitiativen „Heimvorteil“ und brauchen keinen staatlichen „Wettbewerb“ wie beim Deutschunterricht oder bei der Arbeitsvermittlung zu fürchten. Dennoch scheint es außerordentlich schwierig zu sein, ein attraktives und zugleich nachhaltiges Angebot für zwanglose Begegnungen aufzubauen. Das wird besonders spürbar, wenn die Begeisterung der neuen „Willkommenskultur“ abebbt, aber die Rückkehr zur alten „Versorgungskultur“ nicht mehr trägt. In dieser Lage hat es eine der sechs Nachbarschaftsinitiativen gleichwohl geschafft, einen lebendigen Ort der Begegnung zu etablieren und sich als „Herz vom Holmbrook“ einen Namen zu machen. Dabei sind insbesondere zwei Erfolgsbedingungen hervorzuheben: die sozialräumliche Nähe und die Geschlechtermischung.

Erfolgsbedingungen:

- Die kurze Entfernung (300 m) zwischen Unterkunft und Nachbarschaftsinitiative ermöglicht es auch nicht-eingeteilten AG-Mitgliedern spontan vorbei zu kommen.
- Die Mischung von Jung und Alt und Frauen und Männern, die sich auf den Einbau von Geschlechtergrenzen gar nicht erst einlässt, macht den Besuch hochattraktiv.

(6) Deutschunterricht: Der Schlüssel zur Integration

Das Kerngeschäft der Integrationsarbeit ist der Sprachunterricht. Die Initiativen haben diese Herausforderung angenommen und Deutsch AGs gegründet, die mit einem variablen Angebot an Sprachkursen und Kleingruppen den Schwerpunkt der ehrenamtlichen Aktivitäten vor Ort bilden. Damit haben sie eine Bedarfslücke in den Nischen der offiziellen Kurse gefunden. Trotzdem sind sie durch den Ausbau der BAMF-Kurse in die Krise geraten. Die Folge ist, dass die Deutsch AGs durch hohe Fluktuation und schrumpfende Schülerzahlen ausgezehrt wurden. Dass sich die größeren Deutsch AGs trotzdem stabilisieren konnten, ist bemerkenswert. Dabei haben sie ausbaufähige neue Lernkulturen der flexiblen Einzelbetreuung entwickelt, die aber ohne geeignete Anreizsysteme auf verlorenem Posten stehen dürften.

Anschlussfragen:

- Wie kann die neue Lernkultur der Deutsch AGs mit ihren flexiblen Übergängen zur Patenschaft durch geeignete Fördermaßnahmen weiterentwickelt werden?
- Der Königsweg zur Patenschaft ist der Deutschunterricht. Wie lässt sich dieser Weg durch geeignete Fördermaßnahmen abstützen und ausbauen?

(7) Arbeit und Ausbildung: Prüfstein der Integration

Erwerbsarbeit ist von zentraler Bedeutung für die Integration. Arbeits- und Ausbildungsvermittlung bietet viel Raum für ehrenamtliche Initiativen, obwohl das Aktivitätsfeld von professionellen Institutionen dicht besetzt ist: laut Statistik wird die Hälfte der Jobs von Geflüchteten durch persönliche Kontakte vermittelt. In den sechs Unterkünften sind zwei Nachbarschaftsinitiativen mit eigenen Arbeitsmarkt AGs (Profiling, Bewerbungstraining, Vermittlung) aktiv geworden. Allerdings haben sich die AGs nicht so bewährt wie erhofft und mussten ihre Aktivitäten weitgehend zurückfahren. Daneben hat sich ein zweiter Weg der Zufallsvermittlung

etabliert: Paten setzen sich unter hohem persönlichen Einsatz für „ihren“ Bewohner ein, bis sie ihm einen Job oder Ausbildungsplatz organisiert haben. Das sind fortsetzungslose Einzelaktionen, deren Erfolg sich bisher weder beziffern noch organisieren lässt.

Anschlussfragen:

- Ist es möglich, die Wege der AGs und der Zufallsvermittlung produktiv zu verbinden?
- Ist es möglich, AGs und UKSM zu lokalen Vermittlungsnetzen auszubauen?

(8) Paten und Freunde: „Zweitschlüssel“ zur Integration

Während Arbeitsvermittlung und Deutschunterricht nicht gerade zu den Primäraufgaben ehrenamtlicher Nachbarschaftsinitiativen gerechnet werden können, stehen Patenschaften fraglos im Mittelpunkt. Auch hier könnte es so wie beim Thema Willkommenscafé ein Heimspiel sein. Denn zwischen hauptamtlicher Verweisberatung und Krisenintervention (BVs „Besondere Vorkommnisse“) des UKSM klafft eine Bedarfslücke bei der persönlichen Betreuung, die dem ehrenamtlichen Engagement viel Platz bietet. Da überrascht es schon, dass – im Gegensatz zu „Arbeit“ und „Deutsch“ – keine der Initiativen eine AG zur Patenvermittlung gegründet hat. Warum ist das so? Weil die organisierte Vermittlung als moralisch fragwürdig gilt? Weil der erfolgreiche Weg des „Hineinwachsens“ in die Patenschaft als Privatsache unter Freunden gilt, die man vor einer AG ungern ausbreiten möchte? Dahinter steckt möglicherweise die Erfahrung von interkulturellen Dissonanzen, denen die Stimme fehlt.

Anschlussfragen:

- Wie lässt sich der Weg des „Hineinwachsens“ als Lern- und Austauschprozess organisieren, ohne Paten durch „Supervision“ und „Schulung“ abzuschrecken?
- Statt interkulturelle Dissonanzen wegzulächeln, sollten wir ihnen eine Stimme geben. Wie lässt sich das mit freundlicher Offenheit und Entschiedenheit organisieren?

(9) Forschungsperspektiven

Anschlussfragen gibt es genug: Wie lässt sich das Problem der Unerreichbarkeit (von mutmaßlich drei Vierteln der Bewohner) bearbeiten? Wie lassen sich die Überlebenschancen von Nachbarschaftsinitiativen im Sinne der Stabilisierung und Weiterentwicklung nachhaltiger Integrationsarbeit sichern? Wie lässt sich die Integration von Bewohnern auch nach ihrem Wegzug aus der Folgeunterkunft in die eigene Wohnung befördern?

Anschlussfragen:

- Wie können die Integrationsprobleme von „abgehängten“ Frauen gelöst werden?
- Welche Weiterungen hat der problemverschärfende „Heiratsengpass“, vor dem alleinstehender junger Männer stehen, bei weiterhin blockiertem Familiennachzug?
- Welche Chancen und Risiken entstehen nach dem Umzug in die eigene Wohnung? Wie gelingt es Geflüchteten, sich mit deutschen Nachbarn zu vernetzen?
- Wie vernetzen sich die Bewohner vor und nach ihrem Umzug in die eigene Wohnung mit eigenen Landsleuten und Diasporagemeinschaften?

9 Literaturverzeichnis

- (1) Dima Abdulrahim (1993): Defining Gender in a second exile: Palestinian women in West Berlin. Gina Buijs (ed): Migrant women, crossing boundaries and changing identities. Berg: Oxford, Providence, 55-82.
- (2) Petra-Angela Ahrens (2017): Skepsis und Zuversicht: Wie blickt Deutschland auf die Flüchtlinge? Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover 2017.
- (3) Assaf, Shireen; Khawaja, Marwan (2008): Consanguinity trends and correlates in the Palestinian territories. Journal of Biosocial Science 2008, June 13, 1-18.
- (4) Brücker, Herbert et al. (2016): IAB-BAMF-SOEP-Befragung von Geflüchteten. Flucht, Ankunft in Deutschland und erste Schritte der Integration. Ausgabe 5 | 2016 der Kurzanalysen des Forschungszentrums Migration, Integration und Asyl des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge, http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Kurzanalysen/kurzanalyse5_iab-bamf-soep-befragung-gefluechtete.pdf?blob=publicationFile, abgerufen am 1.6.17.
- (5) S. Christ, S., Meininghaus, E., & Röing, T. (2017, Mai). "All day waiting": Konflikte in Unterkünften für Geflüchtete in NRW (BICC Working Paper No. 3). Bonn. Online verfügbar unter <https://goo.gl/rny3be>, zuletzt geprüft 12.06.2017 \ POLICY BRIEF 3 \ 2017.
- (6) Eva Degler, Thomas Liebig (2017): Nach der Flucht: Der Weg in die Arbeit. Arbeitsmarkintegration von Flüchtlingen in Deutschland - Titel der Originalfassung: Finding their Way – The Labour Market Integration of Refugees in Germany. Übersetzung durch den Deutschen Übersetzungsdienst der OECD. OECD 2017.
- (7) Maike Dymarz, Heike Hanhörster, Nils Hans, Mona Wallraff, Ralf Zimmer-Hegmann (Oktober 2016): Gelingende Integration im Quartier - Gutachten - Endfassung - Auftraggeber: Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen - Auftragnehmer: ILS - Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung gGmbH Brüderweg 22-24, 44135 Dortmund.
- (8) Eisnecker, Philipp/Schacht, Diana (2016): Die Hälfte der Geflüchteten in Deutschland fand ihre erste Stelle über soziale Kontakte. DIW Wochenbericht Nr. 35.2016, https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.541793.de/16-35.pdf, abgerufen am 1.6.17.
- (9) Etzold, Benjamin (2018), Arbeit trotz Asyl? Erlebte Chancen und Hürden von Geflüchteten beim Zugang zu Arbeit, in: Becker, Manuel/Kronenberg, Volker/Pompe, Hedwig(Hrsg.), Fluchtpunkt Integration, Wiesbaden, 319–353.
- (10) Götz von Grone, Jasmin Peter (2016): Masterplan für erfolgreiche Integration in Hamburg.
- (11) Lilia Labidi (2008): From sexual submission to voluntary commitment: the transformation of family ties in contemporary Tunisia. 236 – 250 in: Kathryn M. Yount, Hoda Rashad

- (Eds.): Family in the Middle East. Ideational change in Egypt, Iran, and Tunesia.
- (12) Holy, Ladislav (1989): Kinship, honor and solidarity. Cousin marriage in the Middle East. Manchester University Press: Manchester and New York.
- (13) Susanne Johansson, David Schiefer, Nora Andres (Januar 2016): Was wir über Flüchtlinge (nicht) wissen. Der wissenschaftliche Erkenntnisstand zur Lebenssituation von Flüchtlingen in Deutschland. Eine Expertise im Auftrag der Robert Bosch Stiftung und des SVR-Forschungsbereichs.
- (14) Ulrike Hamann, Serhat Karakayalı, Mira Wallis, Leif Jannis Höfler (2016): Koordinationsmodelle und Herausforderungen ehrenamtlicher Flüchtlingshilfe in den Kommunen. Qualitative Studie des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung. Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM) Humboldt-Universität zu Berlin. Hg. Bertelsmann Stiftung 2016.
- (15) Uwe Hunger/Marlene Stiller/Jaromir Kröger: Die syrische Diaspora-Community in Deutschland (PDF). [ziviz.info/file/313/download?token= ZWFdRhU](http://ziviz.info/file/313/download?token=ZWFdRhU), abgerufen am <http://ziviz.info/projekte/menschen-leben-integration>
- (16) Misun Han-Broich (2012): Ehrenamt und Integration. Die Bedeutung sozialen Engagements in der (Flüchtlings-)Sozialarbeit. VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden 2012(3) Petra-Angela Ahrens (2017): Skepsis und Zuversicht: Wie blickt Deutschland auf die Flüchtlinge? Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover 2017.
- (17) Liebau, Elisabeth/Salikutluk, Zerrin (2016): Viele Geflüchtete brachten Berufserfahrung mit, aber nur ein Teil einen Berufsabschluss. DIW Wochenbericht Nr. 35.2016, 732-741. https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.541799.de/16-35-3.pdf, abgerufen am 1.6.17.
- (18) Fatima Mernissi (1987): Beyond the Veil. Male-female dynamics in modern Muslim society. Indiana University Press, Bloomington and Indianapolis.
- (19) Neske, Matthias/Rich, Anna-Katharina (2016): Asylerstantragsteller in Deutschland im ersten Halbjahr 2016. Sozialstruktur, Qualifikationsniveau und Berufstätigkeit. Ausgabe 4|2016 der Kurzanalysen des Forschungszentrums Migration, Integration und Asyl des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge. http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Kurzanalysen/kurzanalyse3_sozial-komponenten.pdf?__blob=publicationFile, abgerufen am 1.6.17.
- (20) OECD (März 2017): Nach der Flucht: Der Weg in die Arbeit. Arbeitsmarktintegration von Flüchtlingen in Deutschland, <http://www.oecd.org/berlin/publikationen/Arbeitsmarktintegration-von-Fluechtlingen-in-Deutschland-2017.pdf>, abgerufen am 18.04.17.
- (21) David Schiefer (Autor), Cornelia Schu (Verantwortlich) 2017: Was wirklich wichtig ist:

Einblicke in die Lebenssituation von Flüchtlingen. Kurzinformation des SVR-Forschungsbereichs 2017-1. Robert Bosch Stiftung und SVR-Forschungsbereich beim Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (Herausgeber). 7 Seiten.

- (22) Werner Schiffauer, Anne Eilert, Marlene Rudloff (Hg.) (2017): So schaffen wir das – eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten. Ein Projekt des Rats für Migration. Gefördert durch die Bundesbeauftragte für Migration, Flüchtlinge und Integration. Transcript Verlag: Bielefeld.
- (23) Rudolf Speth und Elke Becker (2016): Zivilgesellschaftliche Akteure und die Betreuung geflüchteter Menschen in deutschen Kommunen. Herausgeber Maecenata Institut. Gefördert vom BMFSFJ.
- (24) Stifterverband und McKinsey&Company (2017): Hochschulbildungsreport 2020. Höhere Chancen durch höhere Bildung? Jahresbericht 2017/18 – Halbzeitbilanz 2010 bis 2020, <http://www.hochschulbildungsreport2020.de/>, abgerufen am 20.11.2017.
- (25) Vallizadeh, Ehsan/ Giesselmann, Marco/ Romiti, Agnese/ Schmelzer, Paul (2016): Der Weg der Geflüchteten in den deutschen Arbeitsmarkt. In: Herbert Brücker, Nina Rother, Jürgen Schupp (Hrsg.): IAB-BAMF-SOEP-Befragung von Geflüchteten: Überblick und erste Ergebnisse, IAB-Forschungsbericht 14/2016, 63-76. <http://doku.iab.de/forschungsbericht/2016/fb1416.pdf>, abgerufen am 1.6.17.
- (26) Judith Vey, Madeleine Sauer (2016): Ehrenamtliche Flüchtlingsarbeit in Brandenburg. Herausgegeben von Aktionsbündnis gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit Institut für Protest- und Bewegungsforschung Berlin. 27 Seiten.
- (27) Dror Ze'evi (1996): An Ottoman Century. The District of Jerusalem in the 1600s. State University of New York Press.

10 Übersichtsverzeichnis

Übersicht 1: Unterkünfte, Nachbarschaftsinitiativen, freiwillige Helfer	4
Übersicht 2: Nachbarschaftsinitiativen: Rahmenbedingungen und Koordinationsformen	6
Übersicht 3: Die Rolle des UKSM bei „Vernetzungstreffen“	7
Übersicht 4: Unterkünfte: Bewohner, Herkunftsländer, Sprachgruppen	8
Übersicht 5: Deutschunterricht: Angebote 2016	37
Übersicht 6: Schüler- und Lehrerschwund 2016/2017	37

11 Abkürzungsverzeichnis

AKStr	August-Kirch-Straße
BK	Blomkamp
HB	Holmbrook
LHStr	Luruper Hauptstraße
NStr	Notkestraße
SSt (I + II)	Sieversstücken
UKSM	Unterkunfts- und Sozialmanagement